

Nylands Kleine Westfälische Bibliothek 106

www.nyland.de
nyland@nyland.de

Georg Veit Lesebuch

Zusammengestellt
und mit einem Nachwort
von Walter Gödden



Nylands Kleine Westfälische Bibliothek 106

Nylands Kleine Westfälische Bibliothek
hg. im Auftrag der Nyland-Stiftung, Köln,
und der Literaturkommission für Westfalen
von Walter Gödden

Band 106

Die Deutsche Nationalbibliothek verzeichnet diese Publikation in der Deutschen Nationalbibliografie; detaillierte bibliografische Daten sind im Internet über <https://portal.dnb.de/> abrufbar.

Gedruckt auf umweltfreundlichem, chlorfrei gebleichtem und alterungsbeständigem Papier.

Alle Rechte vorbehalten. Dieses Werk sowie einzelne Teile desselben sind urheberrechtlich geschützt. Jede Verwertung in anderen als den gesetzlich zugelassenen Fällen ist ohne vorherige schriftliche Zustimmung des Verlages nicht zulässig.

Bücher der Nyland-Stiftung, Köln,
im Aisthesis Verlag
www.aisthesis.de

© 2021 Nyland-Stiftung, Köln
Umschlaggestaltung: Robert Ward
ISBN: 978-3-8498-1713-8
Druck: docupoint, Barleben

Inhalt

| | |
|---|----|
| Lyrik 2001-2020 | |
| Daseinsbestände | 7 |
| Das Risiko des leichten Gepäcks: Liudger III | 9 |
| Berkel. Kilometer 80 | 11 |
| Zerstörer | 12 |
| Blatt I | 15 |
| Blatt II | 16 |
| Zittert | 17 |
| Käfer | 18 |
| Schatten I | 19 |
| Nie | 20 |
| Nachts | 21 |
| Die Schärfe der Fichten | 22 |
| Erste Botschaft im Jahreskreis | 24 |
| Zweiter November | 25 |
| Zwischen den Jalousien | 26 |
| Tonerregung | 27 |
| Lichtliebeleien | 28 |
| Romane 1997-2020 | |
| Aus: Helmuterkloße (1995) | 29 |
| Aus: Zeit der Krammetsvögel (1997) | 32 |
| Aus: Münsterland-Mafia (1999) | 46 |
| Aus: Tödliches Erbe (2005) | 52 |
| Aus: An den Enden der Treppe (2008) | 56 |
| Aus: Bergers Mord (2012) | 70 |

| | |
|---|-----|
| Aus: Schwedings Handhabung der Wolken (2017) | 86 |
| Aus: Das Lachen des Winters (2020) | 107 |
| Kurzgeschichten (2001-2011) | |
| Schwesterlein Rosalie | 114 |
| Geschichte für dich | 121 |
| Fachtexte (1986-2019) | |
| Aus: Unteilbares Latein (1992) | 128 |
| Aus: Kulturvermischung (1992) | 131 |
| Aus: Claudius. Interpretationen (1995) | 134 |
| Aus: Von der Imagination zur Irritation (1996) | 135 |
| Aus: »... in einer Gegend, die so anmutig ist« (2019) | 139 |
| Nachwort | 140 |
| Textnachweise | 149 |
| Biobibliografie | 150 |

Daseinsbestände

III

Da bebt das Netz von
Einem herbstlichen Aufprall
Zittern die Fäden
Gott die Mutter Erde erspürt das Drama
Selbst gesponnen kann sie nicht anders als sich
Straff zu spannen für die acht Spinnenfüße
Und einen Seiltanz.

V

Unruhiges Funkeln
Im glaskalten Nachtleben
Furchtsame Lichter
Wie ein nasser Hund schlottert dir dort draussen
Das Gesetz ein Tremolo oder steigert
Lebenden Genuss klingt wie Genesis wenn
Sterne pulsieren.

VI

Fäden im Blau sehn
Die Alten am Zaun surrt vom
Spulen das Silber
Das die Bengel schier ohne Ende längern
Denken überhaupt nicht dran kurz zu packen
Lassen flattern andere zittern gehn ab
Laufenden Bandes.

XI

Schatten wie Rauch an
Der Wand aufgeschichteter
Dunst des Neujahrtags
Noch streicht Morgenluft um die Brust und noch bleibt
Aus der Wurf der Schlag und ich weile groß als
Höhlengleichnistier ungefüllt und lose
Hauchen die Fenster.

XIII

Knöchel im Tal der
Brauen im Schlaf gleitet die
Hand als Lawine
Eines schweren Morgens herab und sinkt aufs
Bett wo meine Nase entspringt und Höhlen
Öffnet denk nur an so ist die Lage bei Aus
Grabung der Knochen.

XIV

Welk war das Blatt lebt
Auf aus den Katalogdruck
Seiten im Vierfarb
Nun thront es am Spiegelholz schaut mich an und
Wo kein Raum ist jenseitig wo November
Nicht ist tue hinein ich mein Nachspiel blättere
Viel in den Bäumen.

Das Risiko des leichten Gepäcks: Liudger III

Es ist jeglicher Morgen der Aufbruch, der die Front
misst,
Wenn die Hufe des Viehs scharren. Schwaches
Licht auf dem Schrein mit dem Gottesknecht
darauf im östlichen
Kleid, im Stall eines zaudernden Sachsen. Erneut
Bilder vom
Milden Monte Cassino im Schlaf. Es könnte wieder
So ein Tag einer Flucht werden. Keine
Raison für Zeugenblut. Wenn die Achtfüßigen donnern
An der Missionsfront, weicht er mit ärmlicher Blöße.
Alles lieber

Als dies Trier. Wie die Sichel des Morgengrauens
glänzen
Auf dem Rücken des Tiers! Zwei der Finger
Fahren über die Elfenbeindose, die seine Armut versucht
Alle hier bauen auf den Kreuzessplitter, die riskante
Reliquie. Während
Seine Wimpern erneut in den Augenschatten fallen,
Kommt das erste Gebet: Wache auf mein
Herz! Täglich sollst du dem Teufel Schaden zufügen
und den Götzen
Der Zeit! Gerbert dort, dessen Lider erst der
Tod schließen wird,

Überprüft schon den Kultapparat, Gepäck der Pilger,
Inszenierung von Macht. Pracht und Predigt
Sind Konfrontation für die Umkehr. Gleich jagt er
die Mannschaft durch
Bäche, Wälder, das Büsserkleid auf dem Körper, es
sieht Bernlef
Bald die Hand vor den Augen am Zügel seines Pferdes.
Ja, er jagt seinem Feind Seelen ab mit

Axt und Kreuz gegen Menschenopfer. Doch dass
das Taufhaus
Üppig ist und aus Stein wie in Trier, sei kein Kriterium.

Berkel. Kilometer 80

Ihr Pakt ist um dich schon längst geschlossen. Du liegst
Hingestreckt. So ein Taugenichts träumt nicht bergauf!
Je stroomt voorbij aan de stad naar Alferts Mühle
Heimlich fort. Die Wolken zerfallen sacht, die Nacht

Nimmt alle Farben und den Besitz des Parks. Du
Siehst ins uralte starke Schwarz, hast den Hinterkopf
Umspült. Es löscht das Draußen und dessen Rechte
Aus. Das lippenlose Flüstern schwankt um dich. Flow!

In dir geht nichts vonstatten, bis die Wellengestalt
aufgeht.

Dann ist der Nebel deine Zuflucht, dir, dem
Einmalunddannwieder. Teils-teils. Alles. Lasst mich
träumen, träumen

Zerstörer

Junger Matrose V. was trägt man dazu wenn
Mann an Bord geht der Sack
zugezurrt Angst
Heute in meinem Besitz Swinemünde im Herbst die
Paul Jacobi läuft aus
Werftzeit passé
Nun muß gestorben werden getauft nach des Kaisers
Spielzeugkapitän kein
Opfer der Zeit
Aber er ein Jüngling ist keine Dreadnought
Flakspezialist doch zuerst

trägt er hinzu
Glasflaschen ausgegast wird das Schiff gegen Ratten

Ungeziefer trägt man
unterm Hemd
Marke Arier jung ist sein Fleisch aber alt ist
Schwarz ist das Raubtiergebiß
dort in Berlin
Das schlägt sich in den Hals einer Generation zer
Quetscht wird der Schraubenschutz Flak
dreikommasieben
Wird übernommen man sitzt unterm Käptn ders Licht
löscht
Motor aus U-Bootjagd
ohne Erfolg

Flak übt vor Kolberg Geleitschutz Routine doch da trägt
Leiche um Leiche das Meer
du mußt da durch
Treibend in Schwimmwesten hängend Flüchtlinge
von der

Wilhelm Gustloff was trägst
du da in dir
Schläfst du bemerkst du die Körper am Vorsteven

Trägst du
Schwer schüttelst ab denn erzählt
hast du es nie

Trugst schon genug an Drehkreuzsockellafetten
Kriegstagebücher entsetzt
Wut auf den Feind
Särge ankerten an unsern Lidern schrieb niemand
Landzielbeschuß war zu tun
Danzig Kammin
Rostock Rückzug Flensburg macht endlich Schluß nur
Drei Kammeraden sind wach
meutern fürs Volk
Schaffen den Schlag kaum allein auf den Kompaß am
Schießstand

Tötet man sie und der Rest
kein Saboteur
Findet sich sonst im Volk kein November im Mai nicht
Revolution nur ein Kusch

nichts trägt man bei
Der Kommandant heißt Max Bültner der weiß ja von
nichts und
Sieht nicht die Rheinfels die liegt
nebelversteckt
Auch vor Anker und als der Nebel sich hebt seht

Ihr es alle sie trägt

Ihr tragt es nicht
Grauen bleibt hart weine nicht träume später werd
krank stirb

Ab denn da vor dir auf Deck
lacht die SS
Hält sich im Arm raucht reibt sich im Schritt schleppt
sich ab ins
Bett nebenbei kriecht ein Mensch
nährt sich vom Kot
Kriecht noch ein Mensch noch ein Mensch noch ein
Mensch noch ein Mensch noch
Reste gerettet vorm Feind
Stutthoffs KZ
Daran trägst du ewig erzählst es dem Sohn das
Schüttelst du niemals mehr ab das
nein das erträgst
Du nicht wirst krank stirbst früh doch vorerst kommt
das Ende
Kapitulation
wer atmet auf
Sechzehnhurfünf siebter Mai ist Schluß Flagge einholen
Zwei Wochen drauf erst von Bord
victory fin
Neue Herren braucht die See braucht das Schiff braucht
Frankreich ein Nazischiff
tauft es Desaix
Längst ist das Schiff verfault auf dem er gefahren
Im Magnetfeld des Hais
Was trägt da fort?

Blatt I

Blatt des Jasmins der
Weiche Schnee darunter schmilzt
Laub im Jasmin fällt
Bald wer möchte es übern Winter
hängen
Sehn im Frühlingssturm über Ostern
nahm der
Henker es vom Holz würf es hart herab
so
Fällt das Jasminblatt.

Blatt II

Blatt im Gespinst am
Staubigen Schuppeneck das
Herbstlaub im Netz der
Winkelspinne starb und es gab das
Kunstwerk
Wechselweis den Zweck aus es hingen
samt dem
Hungerkünstler an deinen Lippen
klebrig
Blatt und Gespinnsttod.

Zittert

Zittert ein Blatt im
Regen fällt ein Tropfen aufs
Grün das erbebt könnt
Das ein Tier sein ein beispielsweise
Wurm im
Freifall eine Maus die trompetet pickt ein
Kleiner Vogelstier oder eine Warnung
Daß nur ein Blatt friert.

Käfer

Käfer von oben
Auf deinen Handrücken ein
Luftkuskäfer
Zwischen Blau und Fleisch liegt der
Schwarzpunktrote
Auf dem Rücken Abfahrt zu Tale
zwischen
Knöchelbergen ab geht die Post rutscht
er der
Himmelhochkäfer.

Schatten I

Schatten der Hummel
Über deine Hand hinweg
Surrender Schatten
Eines Ungetiers unter Rotorflügeln
Das zur Arbeit fliegt das aus Rohren
zischt das
Schwarze Flecken brennt auf die Hand
die winkt der
Hummel im Schatten.

Nie

Nie schaust du grundtief
Unter die Folie des
Sees niemals tiefer
Als zum Ölbild zwischen den Rändern
deiner
Tasse Spiegel findest du dich und
schwankst du
Im Kaffee verdunkelt im Schwarzlack
scheinst du
Während du austrinkst.

Nachts

Nachts auf den Wassern
Bist du geflossen du ein
Heimlicher Spritzer
Ein Spion des altersgeschwächten
Mondes
Um zu melden ob ihre Mündung
Rettung
Ist ob Untergang nur sind morgens fort
die
Ströme der Nachtzeit.

Die Schärfe der Fichten

I

In einem Glas die
Tulpen nicken dir schon zu
Ohne das Wasser

Man weiß dass es ihre Rache gibt

Dass sie einen Schritt erst auf dich zu tun
wenn du
Schläfst vielleicht in einer von den
nächsten Nächten
Dass sie dich besuchen am Bett du wartest
Wie unter Eis.

II

Die Eiche dort bauscht
Ihre Brust beim letzten Zug
Ihr Astwerk seufzt
Die Blätter essen reihum das letzte Licht
In ordentlicher Reihenfolge und
freundschaftlich
Nummeriert sozusagen damit du
mitkommen kannst
Während des Staunens das erkaltet.

VI

Gegen die Wolken
Die Schärfe der Fichten auf
Januarschnee von
Dort kommt der Kommandoton der sich
ganz scharf
In die Eingeweide im Kopf durchschlägt
Dass ein schwarzer Keil in dir feststeckt wo
du ein
Himmelsbild wolltest.

Erste Botschaft im Jahreskreis

In Zeiten des Klettverschlusses
Ist Schnürbänderlösen nicht Mode
Das Waschen des eigenen Fußes
Könnte man sich noch gerade
Vorstellen

Der erste Diener des Staates
Zum Beispiel hatte gut reden
Wo man mit sich selbst genug hat
Muß man andere Regeln
Aufstellen

Die Müden kommen nicht mehr
Zum Morast der Wasserstelle
Wo man in Mode bleiben muss
Mutet das Bücken prekär an

Die Tauben fliegen nicht
Ohne Preisgeld

Du der Himmel
Bleibt zu
Basta.

Zweiter November

Sicherlich fällt das
Blatt schließlich ist Herbst Natur
Nachweislich gehst du
Auch ins Beet wo nur zweidrei Lichter leben
Einen Kreislauf reimt die Natur sich nicht auf
Mensch der Mäntel trägt es wird kalt man geht der
Fall ist ein Amen.

Zwischen den Jalousien

Während du durch dies Septemberlicht zurückeilst,
Gähnst du, wieherst du, ein Zebra:
So sehr müde davon seist du.
Ich muss genau dort stehen,
Ein Gefangener,
Die Hand im Spiel mit Gitterstäben.
Es begnügt sich auch das Licht mit
Einem Bedauern
Mit dem Ausschnitt deiner Haut
Zwischen den Jalousien.

Tonerregung

Über die Saiten
Saust eine Maus und Sommer
Regnet aufs Banjo
Jazz für einen Augenblick schmeicheln sich die
Teilchen in dein Trommelfell geben Takte
Vor Frequenzen schwingen ums Leben machen
Zitterpartien.

Lichtliebeleien

I

Über die Stelle,
Huscht einer Möwe
Dann eine Maschine
Du rührst dich nicht,
Nicht einmal unterm Kuss
Es werden die Vögel
Zurückkehren,

die ich geküsst hatte,
segelnder Schatten.
über den einsamen Dünen.
du, die Sonnenverliebte,
der liebevollen Schatten.
zur Strafe zahlreicher
sich auf dich werfen.

II

Es ragt deine Schulter
Heraus, darunter Haar und Hals,
Und an der Hüfte das Tal
Der Knie und der Achseln
So streichen meine Augen
Auf und ab, beginnen meine
Finger

wie ein Berg am frühen
Morgen
die Büsche im Schatten
und dann die Beugen
und andere Grotten.
wie ein Maler
zu zeichnen.

III

Über deinen Rücken
Du lächelst im Schlaf.
Das Licht wirft die Vase
Dort raufen sich die Scheren
Ich betrachte das Spiel
Und setze eine Figur:

taste ich hinab.
Oder bist du wach?
auf deine Haut.
wieder zusammen.
meiner Finger
Schach dem Schatten.

IV

Da, wo die Härchen wachsen
Ruht sich ein Punkt aus
Nachdem er sich durch
Geschlagen hat,
In deinen Achseln
Ein Versprechen

wie Stacheln,
des ersten Sonnenlichts,
das Wintergardendickicht
wo ich dich, Schlafende,
wärme.
fühlst du dich borstig an.
auf einen kräftigen Morgen.

Aus: Helmuterkloße

Das Entrée

Dem Großen Schalk in den Lüften wird von seinen beiden Raben gemeldet, da sei irgendetwas mit einem erschütternden Aufprall eingetroffen, riesig und rund, von kalter Soße triefend, ungut riechend, es rufe irgendwie in irgendeiner Sprache. Sie hätten gefragt, was und wer es sei, aber verstanden hätten sie von der Antwort nichts. Um einen von denen, die sich am heutigen Tag in der Odrei-Halle versammelten, könne es sich kaum handeln.

Da befiehlt der Große Schalk seinem Wilhelm Zwo, loszugehen und herauszufinden, welcher Spezies das runde Ungetüm angehöre. Schließlich ist der schon durch die gesamte Welt gedampft und kennt alle Völker der Welt und ihre Verkleidung so gut wie er Engländer, Araber, Buren und Hunnen kennt. Doch Wilhelm Zwo verliert beim ersten Anblick ganz schön die Fassung, als hätte er, der Kostümnarr, so eine Kostümierung noch nie gesehen. Wie er diesen Riesenkloß sieht, sein wabberndes Heranrollen, sein blubberndes Rufen, das niemand verstehen kann, meint er, nun hätte Vetter Nicky mit einer Riesenwalze mobil gemacht.

Als er aber genauer hinguckt, scheint da doch so etwas wie ein Mensch herangewalzt zu kommen. Wilhelm Zwo wagt sich also näher, stoppt den Kloß mit seiner Stiefelspitze, die nun ganz »versaut ist«, wie er aufheult, und fragt, was für einen Preußen wie ihn eine Selbstverständlichkeit ist:

»Wo und wann jedient?«

Da freut sich der Helmutkloß, daß es auch hier oben tüchtige und heimatliebende Leut gibt und hofft, für die nächsten fünfzehneinhalb Jahre ein sicheres Nest zum

Überwintern gefunden zu haben. Darum antwortet er beflissen:

»Im Meense Canevalsverein, als eener vu de Prinsegad!«
Und sicherlich hätte er dem Wilhelm Zwo, der noch nie der Hellste war, jetzt einen Bären aufgebunden, wäre nicht just unerwartet Franzjosef gelandet, der sich selbst zur Odrei-Hallen-Versammlung eingeladen hat (niemand weiß, wer ihm davon Wind geblasen hat). Er ist gleich herausgesprungen und dröhnt nun dem Armen ins preußische Ohr:

»Der ist aabsolut uunfähig! Weißer Jahrgang ist der Kerl. Wenn er je gedient hat, dann unter mir. Der Carnevalsverein besteht aus Narren, ma Lieber, und da war er grad recht!«

»Und wo ist Er jeborn?« dreht sich Wilhelm Zwo, nun böse geworden, wieder zum Helmutkloß, der zu plärren beginnt:

»Isch bin een eschte Pfälzebu,
De stärkste vu unsre Klass ...«

Weiter kommt er nicht, schon wieder fährt ihm Franzjosef in die Karre:

»Papperlapapp: Oggersheim! Und den Vorsitz vom örtlichen unionierten Faschingszug, den hat er g'habt!«
Da wird der Helmutkloß rot vor Wut und grollt und rollt ein Stück zurück und faucht dem Franzjosef zu:

»Jetzt kriegst du's! Jetzt geht's rund!«

Und dann schießt er so schnell, wie niemand vermutet hätte, wieder vor und überwalzt den Franzjosef, daß er ganz platt und naß ist. Dann winkt er Wilhelm Zwo, der nicht schlecht staunt und »kolossal« murmelt, an seine Seite und fragt:

»Unn wer bist'n du?«

Da bellt Wilhelm Zwo aus Leibeskräften:

»Wer ick bin, fragt Er? Ick bin sein letzter Kaiser! Und ick habe hier Zutritt, weil det hier ein Konzil von den Jroßen

der Jeschichte ist, verstehst'e mir! Die verhandeln die letzten Tage der Jeschichte. Und icked bin ooch dabei! Es hat unser Herrjott entschieden mit uns noch wat vor! Auf den kann man sich bombenfest verlassen, ohne ihn ginge es nicht! Wat noch vor uns steht, wissen wir nicht! Ein Jottesjericht ist über die Menschheit hereinjebrochen! Er läßt uns wieder einen der großen Momente erleben, in denen wir ehrfürchtig Jottes Walten in der Jeschichte bewundern können! Welch eine Wendung durch Jottes Fügung! Der sichtbare Zusammenbruch der Welt wird ein Jottesjericht sein!«

So fuchelt er mit den Fäusten in der Luft und atmet schwer. Der Helmutkloß hat den Ausbruch seines letzten Kaisers, den er nun natürlich auch wiedererkannt hat, erstaunt verfolgt, allerdings nur, wie es ja seiner Gewohnheit entspricht, dem ersten Teil zugehört ...

Aus: Zeit der Krammetsvögel

Viertes Kapitel

Aus den Obstwiesen des Schenkinghofs, die zwischen Fischteich und Berkel im Morast darniederlagen, kam eine Handvoll Kinder lärmend über die Straße gesprungen, eines von ihnen mit einem weißen Kätzchen im Arm. Und auf der anderen Seite neben dem Witwenhaus verschwanden sie wieder. Als die beiden Alten sich näherten und den durchweichten Platz zwischen Witwen- und Schwesternhaus einsehen konnten, mußten sie jeder für sich schmunzeln. Da hatten die hungrigen Kleinen doch im Trockenen unter einigen Wagen und Karren, die wohl die frommen Schwestern zusammengefahren hatten, Leimruten ausgelegt. Kunstvoll hatten sie die Ruten übereinander geordnet und Hirsekörner drumherum- und dazwischengestreut.

Und die emsigen Leimstängler hatten Glück. Der trockene Flecken hatte tatsächlich einige Vögel angezogen. Spatzen, Finken und Drosseln waren auf die klebrigen Hölzer geflogen, um die Körner aufzupicken, und hingen nun mit ihren Füßchen fest. Die Körperchen flatterten und zappelten auf den Ruten, die sich nur leicht bewegten und verschoben.

»Unsere Jugend macht sich auch im Regen nützlich!« Witfelt freute sich, als wenn er selbst dazugehörte und verscheuchte damit den unschönen Gedanken, die mageren Kinder jagten aus purem Hunger. Dem Magister, der immer mit Mangel an allen Werkstoffen zu kämpfen gehabt hatte, ging ganz anderes durch den Kopf.

»Jaja. Woher mag der frische Leim sein?«

»Wohl vom Gruter. Der zahlt gut für das feine Fleisch«, wußte der Kämmerer.

»Da macht er sich einen Namen bei den Herrn Offizieren. Bei denen und ihren Zobelchen!«

»Werdet nicht gleich böse! Ihr habt doch ebenfalls Freunde unter denen! Ein jeder muß sich rühren.« Witfelt verbesserte sich hörbar: »... fast ein jeder, fast.«

Damit war das Gespräch einmal mehr verdorben. Gweitner raunzte und stülpte wie immer dazu seine feinen Lippen, die seine Nase im Vergleich grober erscheinen ließen, als gerecht war. Die zwistigen Alten schauten zu den Kindern hinüber, von denen einige Katzen im Arm hielten. Vom Garten hinter dem kleinen Schwesternhaus kamen zwei Mädchen und ein Knabe, letzterer ebenfalls mit einer Katze auf dem Arm. In der beginnenden Abenddämmerung begannen sie nun zu hüpfen und zu tanzen, ihre Tiere vor und über sich haltend, singend und juchzend, um die Karren herum. Unter den Karren aber zeterten die Vögel.

»Nu geht't loss!«. Erregt rief ein hohes Stimmchen.

Im Augenblick waren da die Katzen losgelassen, sprangen sie alle in einem Satz gierig unter die Wagen, schnellten auf die Vögelchen zu, machten sich über die geleimten, kläglich zappelnden Tierchen her. Wobei die Kinderchen jauchzten, sich neugierig bückten, einige hinterdreinkrochen und sich vor Vergnüglichkeit nicht zu lassen wußten.

Als Gweitner und Witfelt endlich begriffen, was da eingefädelt war und nun zur Exekution gebracht wurde, schrien beide auf, warfen sie ihre Arme in den trüben Himmel, liefen sie, so rasch ihre Knochen sie trugen, auf den Platz, gestikulierten und riefen sie zwischen dem Zetern der Vögel, dem Fauchen der Katzen und dem Juchzen der Kinder: von rohen Bengeln der eine, von unnützer Brut der andere. Außer Atem stocherte Witfelt mit seinem Stock unter den Wagen, Gweitner aber warf seine Mappe vor sich in den Schmutz der Wiese, ließ sich ächzend hinunter, langte in dieselbe Richtung. So fuchtelten die beiden Alten unter den Karren herum, ruckelten wohl auch an Rädern und nicht umsonst: Katzen und Kinder suchten

im abendlichen Halbdunkel das Weite. Und als die greisen Helden, den Bösewichtern hinterherdrohend, wieder hochgekommen waren, herrschte Stille.

Sie standen da, entgeistert und entsetzt. Der ehemalige Rector nahm sich seinen Hut vom Kopfe, schlug ihm die Nässe aus dem Filz, immer wieder den erhobenen Finger schüttelnd. Daß die Kinder hier – mehr als den eignen Hunger – auf ihre Weise den Krieg begriffen, war beiden wie ein Donnerschlag in die Glieder gefahren. Was hatten die Kinder nicht alles zu sehen in den Straßen! Mit der beleibten Aleke hatte das gelangweilte Kriegsvolk noch heute morgen seinen Spaß getrieben. Bei dem Regen sie zuerst nackend ausgezogen, sie Erbsen von der Straße auflesen lassen und sie darauf mit Salz und Pfeffer gewürzt, daß sie auf- und niederspringen mußte, und das war nicht alles, und das sahen die Kinder. Wo alles zum Mittel wurde – warum nicht dann auch den Kindern ein Kitzel? Zwischen Witwen- und Nonnenhaus war die Zukunft aufgebrochen. So würde es weiter wüten im Lande.

Der Magister beugte sich ein wenig, um nachzusehen, was die Räuber denn übriggelassen hatten. Da lag eine Handvoll Vogelkörper zwischen dem zerstörten Leimrutenwerk, eine Gewölle aus Federn, Flaum und kaum Fleisch. Gweitner knurrte aufgebracht. Witfelt stand sehr aufrecht und deutete, eine Faust in der Seite, mit seinem Stock auf ein Wagenrad.

»Da, seht! Nein, nein ... dahinter! Seht doch!«

Der alte Magister suchte im Dämmern hinter dem bedeuteten Rad und erkannte endlich, daß sich dort ein Lebendiges regte. Da hockte ein Vogel. Er hatte sich, weil die Leimrute, auf der er klebte, beim Überfall wohl gebrochen war, einige Meter vom Ort des Blutbades entfernen können, hing nun aber mit dem Rest am Wagenrad fest. Gweitner ließ sich mit schnarchendem Tone noch einmal auf den Boden sinken, rutschte zu dem Vogel hinüber,

legte seine Hand über das verschreckte Tierchen und kam nicht ohne Mühe zurück.

»Du wärst der beste Happen gewesen«, sagte er leise und sich erhebend lauter: »Schaut, ein leckeres Krammetsvögelchen hat das grausige Fatum uns serviert.«

Damit zog der Magister sacht den Rest der Rute vom Fuße des verängstigten Drosselvogels, bat um das Schnupftuch des Herrn Kämmerers und knotete es behutsam um die arme Kreatur, wobei Witfelt selbst, umständlich und staunend über Gweitners geschickte Hand, assistierte. – Wollte der graue Kauz dem Vogelvieh erst zu Hause in den Kopf stechen, um es ganz frisch zu haben? Da würde er doch zu Krammetsbraten und Apfelmus geladen sein! – Der Magister schien die Frage von den gar nicht so stummen Lippen des Herrn Magistrats gelesen zu haben.

»Der wird mir in der Einsamkeit meiner Stube Gesellschaft leisten. Das Schnupftuch bekommt Ihr morgen zurück.«

»Ja, sicher. Aber – als wenn nicht schon genug Mäuler in der Stadt zu stopfen wären! Eine Wacholderdrossel ist für den eigenen Teller, nicht daß man dem Vieh selbst einen solchen unter den Schnabel schiebt! Und in diesen Hungerzeiten ...!«

»Die Menschen fressen zu gerne gleich alles weg. Aber der Herr, der die Vögel speist, wird auch für diesen wohl noch einen Krümel abfallen lassen.« Leiser setzte er hinzu: »Hat er nicht auch – für mich – in den letzten Jahren einiges übrig gehabt?«

Nun eilte Matthias Gweitner, die Mappe, schmutzig wie sie war, wieder aufgenommen und den Vogel einsackend, grußlos davon und ließ die schwere Gestalt des städtischen Kämmerers Bernhard Witfelt stehen, wo sie stand: an einigen zusammengefahrenen Karren zwischen dem Haus der Witwen und dem der Frommen von Sancta Anna, das sein Türmchen furchtsam in den abendlichen Regen hielt.

Wieder nieste Witfelt – ohne sein Schnupftuch. Ihm war trotz der gemeinsamen Attacke ein fader Nachgeschmack aus der Begegnung mit dem Magister geblieben. Dieser Griesgram, dachte er gekränkt und sich die Wange kraulend, rennt wie um sein Leben fort, nur weil er nicht warten kann, seinen Kohlestift in die Hand zu bekommen und sich das Vieh festzuhalten. Als ob der Teufel hinter ihm her wäre!

Er sah zum Schenkinghof hinüber, dessen wohlledler und gestrenger Herr und Besitzer, Wilhelm von Schenking zu Bevern, ihm ständig in den Ohren lag wegen der Einquartierung, was gegen altes Herkommen sei. Auch so einer, der ihm zusetzte und ihm das Gesicht längte! Bernhardt Witfelt schlug seinen Stock heftig gegen einen der Karren und blickte drein wie allerdings mehr als drei Tage Regenwetter. Einige Annaschwester kamen eilig mit einem Handkarren die Straße herab und bogen in die Toreinfahrt ihres Klosters ein. Witfelt konnte nicht erkennen, was sie aufgepackt hatten, daß sie so liefen. Im Hintergrund lehnte der im Herbststurm übriggebliebene Lambertiturm stumpf gegen das Halbdunkel.

Wir wenden uns nun – ebenfalls ohne Gruß – von diesem Bilde ab und eilen hinter dem Magister her. Wir haben unsere liebe Not, dem ehemaligen Rector scholarum auf den Fersen zu bleiben. Doch daß wir ihn schließlich verlieren, liegt weniger am dunkler werdenden Tag oder der überraschenden Behendigkeit unseres Magisters, sondern daran, daß wir uns in den Straßen unserer Stadt nicht mehr zurechtfinden. Vor den bösesten Zeiten unseres Jahrhunderts ist das Bild der Straßen ein ganz anderes gewesen, so daß wir den Magister verdutzt ins Gewirr ehemaliger Straßenzüge entschwinden sehen. Damals muß sich hier eine Straße mit einem später so genannten ruinösen Haus, einer domus ruinosa, befunden haben. In diesem auch jetzt bereits altgewordenen Gebäude hauste der abgestellte Leiter der Stadtschule.

Siebzehntes Kapitel

Gweitner hätte nicht sagen können, weshalb er sich dennoch aus der dunklen Ecke des Speichers aufmachte. Denn tot war – für ihn – Cornelis. Mit dem Klang seiner übermütigen Stimme, diesem besessenen »Hussasa!« und »Vorwärts!« waren Gweitner sein liebster Schüler und seine letzte Hoffnung vergangen. Und nach Annas Eröffnung hatte er auf Erden gar nichts mehr zu erwarten. Doch als ihn die Trunkenheit verlassen hatte, hatte ihn etwas gezwungen, sich zu erheben. Eine instinktive Regung, den Tieren gleich, die ihren Bau verlassen, weil sie eine geistlose Natur zu irgendeiner Verrichtung hinauszieht, von der sie vorher nichts wissen.

Da oben hatte er mit dem Gefühl von Scham zu kämpfen gehabt, dieser meist heftig empfundenen Differenz zwischen Sein und Sollen. Er hatte sich in einem Anflug von Weinerlichkeit eingestanden, daß er eine Lächerlichkeit war. Eine Lächerlichkeit seit seiner Kindheit. Man hatte ihn benutzt, immer benutzt, und er sah wie im Spiegel über seiner linken Schulter die Reihe hinter ihm lugender Geister, die lächelten, mit ihm so leichtes Spiel gehabt zu haben: sein Vater, einige Lehrer, Rennebaum, Witfelt und die antijesuitische Partei, ach, die ganze Stadt, die ihn in seiner Helferrolle ausnützte, zuletzt die Witwe Bolandt und – am schlimmsten war ihm dies – sein Cornelis. Doch ging ihn diese Scham, diese Spielart der Eitelkeit, nun noch etwas an?

Er kroch aus dem Gebäude, das sich so trefflich behauptet hatte, heraus. Er mußte weg von diesem tauglichen Gemäuer. Unten lehnte er sich, zittrig in den Knien, gegen die Pfosten der Tür, die Hände daran wie um eine dicke Osterkerze. Nur hing sein Gesicht zwischen den Armen, die Augen waren geschlossen, wie er es früher zum »Lumen Christi« auch getan hatte. An seinem Kinn bemerkte er ein immer heftigeres Zucken und Vibrieren, dessen er

auch dadurch nicht mehr Herr wurde, daß er die Lippen aufeinanderpreßte.

Er vernahm das gleichmäßige Rieseln des Niederschlags, das Sprühen des windigen Wetters, die Tropfen, die einzeln vom Dachüberstand in den fetten Boden trafen. Ihn fror. Der Frühling war kalt. Dem Bellen einer ungeduldigen Magd »Haruut or harin?« folgte er wie im Schlaf, indem er hinaustrat und hörte nicht, daß sie erschrocken »Oh, de Här Majister!« hinterherhaspelte. Er lehnte sich an die Mauer und überließ sich dem zufälligen Tröpfeln des Giebels.

War es mit einem Tropfen oder mit einem Luftzug? Hier plötzlich überkamen ihn, kaum unter den freien Himmel getreten, eine Klarheit und Leichtigkeit ohnegleichen. Er spürte mit einem Mal, daß in diesem Augenblick sein Widerstand gegen die Welt, sein Rechten mit Gott um seine Zeit zu Ende war. Der Stachel seines Lebens, die Angst vor dem Vergehen und Verpassen, und die böse Melancholia schienen plötzlich zu Ende. Eine Erleichterung ließ ihn aufatmen, und mit ihr erfaßte ihn eine kalte Gleichgültigkeit. Es war nichts mehr aus diesem abgelebten Leben herauszuholen. Hier war der Abschluß. Alles war getan, und nichts mehr sollte geschehen. Trauer empfand er dabei nicht, nur den Wunsch, sich rasch aus diesem danebengelebten Leben fortzustehlen. Zumindest wollte er von diesem Hof, ungesehen und vor allem ungefragt.

Matthias Gweitner hob seinen Kopf und beobachtete eine Zeitlang das Treiben auf dem Hof – aus der Ferne und mit Augen, als gehörten sie der Wand hinter ihm. Da standen die Menschen und mühten sich, zur Ordnung überzugehen. Sie hatten nun fortzuräumen und hatten damit vollauf genug. Sie holten tief Luft, auf den ein oder anderen Plätzen wurde befreit gelacht. Gweitner, im Genuß seiner Ungerührtheit, wollte nichts davon. Er betrachtete von außen. Hier stand er gut, bis das Zittern nachlassen würde und er sich aufmachen könnte. Die

Welt, die ihn früher so in Bewegung gesetzt hatte, war doch nur eine Medizin für ihn gewesen. Nie hatte er bei all seiner Hilfsrührigkeit schlecht geschlafen. Die Ungeheuerlichkeiten draußen, deren Insignien ihm vor Augen und Ohren gelangt waren, hatten ihm nie böse Träume gemacht.

Da draußen trieben sie die Rinder und Pferde wieder hinein, häuften sie das kopflose Federvieh auf Schubkarren, um es zum Rupfen ins Haus zu fahren. Es würde am Abend ein Festessen geben. Denn die Berge toten Fleisches mußten in die Bäuche, bevor sie verdarben. Aus allem das Beste machen ...

Ihm war das Leben mißraten. Er hatte nichts aus ihm gemacht. Er dachte nicht sentimental, konstatierte diese Bilanz vielmehr erleichtert. Denn eine neue Sehnsucht fühlte er nicht. Trotz eines gewissen Standes in der Welt hatte er sich in der Welt nie wirklich zu helfen gewußt. Nun war es vorbei, die Uhr war endlich, endlich abgelaufen. Und er, der Magister Matthias Gweitner, ehemals Rector scholarum, hatte sein Leben verfehlt. Das war aus seinem Sinnen alles, klar und befreiend. War er denn nicht, fragte er sich in Kenntnis vieler Lebensläufe, die Amt und Alter ihm aufgetischt hatten, in großer Gesellschaft? Wie viele schlurften im Alter durch die Stunden des Tages und warteten, warteten gleichgültig auf den Rest und wollten um Gottes willen nicht mehr gestört werden! Jetzt verstand er alles.

Sein Herrgott hatte sie ihm nicht mitgegeben, die Selbstverständlichkeit im Lebensvollzug, das ›Es muß eben gemacht werden‹, das Hochgefühl in einer Aufgabe, der er sich unterzuordnen vermocht hätte. Nie hatte er mitgesungen, wenn die Welt sang, nie war er mitgesprungen, wenn die Welt sprang. Welche Befriedigung mochte die Leute da vor ihm überkommen, wenn sie ihr wichtiges Räumen vollendet hatten! Sein Tätigkeitstrieb war nervös

gewesen, denn er hatte ›denn‹ bemerkt, daß den Zwecken nur Gleichnishaftigkeit zukam. Sein scharfer Geist hatte immer erkannt, daß alles nur die Oberfläche betraf, und dahinter hatte er seinen Gott gesucht. So gesehen ist das Glück eine Sache von Instinkten, wenigstens aber von Demut des Geistes. Doch nichts war in ihm jemals tätiger gewesen als sein Verstand. Ein leichtbewegter Geist ist ein elend Gut auf der wankenden Erde.

Irgendetwas, was er sein Lebtage nicht begreifen konnte, war an ihm, das ihm den letzten Schritt auch zur Einordnung in das bürgerliche Leben der Stadt unmöglich gemacht hatte. Wie gut: Auch mit der Sehnsucht danach war endlich abgeschlossen! Gweitner brummte in sich hinein. Ein bißchen Genuß war daran und ein bißchen Koketterie mit dem vermeintlichen Vorrecht seines Alters, das Leben nun ganz zu kennen.

Unweit vor ihm harkte eine Magd den Schlamm durch, da, wo in einer Pfütze ein Gefallener lag. Als er fortgetragen war, eggte sie auch dort den Morast, als wollte sie den Abdruck des Todes begleichen. Hatte sie jemand dazu angehalten? Fand sie ein Blatt, ein Hölzchen, einen Strohhalm, wanderten die Störenfriede in einen Eimer, den sie mit sich zog. Das Weib rührte bei ihrer unsinnigen Tätigkeit die Zunge im Mundwinkel, und Gweitner erinnerte sich, sie bei seiner Ankunft bemerkt zu haben. Eine Schwachköpfige, für die man sich stumpfe Arbeiten ausdachte, um seine Ruhe vor ihr zu haben?

Doch tat sie anderes als andere? Ließ das Leben denn mehr als Nichtigkeiten zu? Gweitner hatte sich immer nach einem Zusammenhang gesehnt, nach dem Schließen des Lebensringes, nach dem Festhalten der Dinge. Und immer hatte er gewußt, daß alles eine Täuschung war, doch war er über weite Strecken stark genug gewesen, das Leben zu halten. Die Magd harkte hingebungsvoll, fast andächtig an seinen Füßen entlang.

Das Glück, es steckte ja doch nicht in den Zwecken. Der eine fügte seinem Kinde die zerbrochene Puppe zusammen, und es machte das Glück des Tages. Ein anderer nannte mit dahinwerfendem Gestus die Vollendung einer Skulptur sein Tagwerk und dachte dabei unruhig an eine nächste. Der erste – im Stande der Gnade, der andere war ein armer Teufel. Die Zwecke waren gleichgültig, schien es ihm, nur die Stellung zu ihnen zählte. Ihm, Gweitner, hatte der Schöpfer keine glückhafte Stellung zu den Dingen mitgegeben. Ungerührt konstatierte der zittrige Mann und fühlte sich frei von der Last, eine solche wenigstens in den letzten Jahren seines Lebens partout noch finden zu müssen.

Am Eingang des Hauses sprachen Beckermann und der Bauer miteinander. Der Oberst redete vom Pferd herab, der Bauer stand in seinem Waffenkostüm breitbeinig unter ihm und gestikulierte ohne Scheu. Einer der Wagen, die gerade abgespannt waren, wurde nun wieder angespannt, und die Berge von toten Hühnern zurückgeladen. Beckermann winkte einen seiner Leute heran, und dem Bauern wurde einiges in die Hand gezahlt. Der Oberst schien dabei einen Witz gemacht zu haben, denn seine Leute lachten reihum.

Diese Selbstverständlichkeit im Handeln, diese Selbstgewißheit im Denken und Reden, diese Witfeldtsche Sicherheit! Gerhard Schulze-Nientiet war sie mitgegeben, und sie hatte Gweitner am Morgen noch, als sie im Hause zusammengessen hatten, geärgert. Denn ein Magister schien diesem Manne nichts zu gelten, keine Verbeugung, nicht mal ein Augendiener, ja keinerlei Begrüßung hatte er für nötig gehalten! Nun aber ließ es Gweitner kalt. Ungerührt blickte er auf den dicklichen Bauern.

Unter dem Schirmschuppen reihte man die Toten auf. Es erschienen ihm viele, wie sie nebeneinanderlagen, und Gweitner registrierte, daß einige über das Dach hinauslagen, preisgegeben dem Wetter. Man hatte einen Körper

nachlässig gegen einen Pfosten gelegt, daß er aussah wie betrunken und mit offenem Munde schnarchend. Gweitner verlor sich tief und für Momente neidisch in diesen Anblick. Ohne den Bauern läge er jetzt vielleicht auch an dieser Stelle, angetrunken erschossen oder zerstoßen. Doch hatte der Herr über Leben und Tod es nicht gewollt. Das nicht. Der alte Mann begann ein Gebet, in dem er seinem Schöpfer dankte, daß er nicht so dumpf hinabgesunken war, betrunken und in Wirrnis über sein Leben. Er dankte ihm für diese letzte Klarheit, für sein letztes Unglück, da es ihn von aller Angst und allem Kampf erlöst habe. Das wenigstens.

Der Tod umwehte ihm angenehm die Sinne. Jetzt, im Gedanken an das Ende, empfand er nicht mehr diese Angst vor der Leere, die ihn immer umgetrieben hatte. Sein Leben lang hatte er wie Hiob von Gott sein Lebensglück eingefordert. Er hätte nur seinen Tod einfordern sollen! Stattdessen hatte er Zeit, Umstände und Menschen um ihn verbraucht wie eine Kerze den Talg, ohne ein Licht damit zuwege zu bringen. Wenigstens das Sterben, wo es mit dem Leben nichts war! Das Sterben wollte er haben! Hatte er geglaubt, abgeschlossen zu haben, belehrte er sich nun eines besseren. Ein Mensch schloß niemals ab!

Der alte Gweitner bildete sich in seinem Gefühl der Erlösung ein, Gott habe ihm nicht das Leben, sondern das Sterben zur Aufgabe gestellt. Und mochte die Todessehnsucht auch eine geläufige Sucht seiner Zeit sein, so verbarg sich hinter seiner Todeslyrik der Glaube, sein Gott sei ein Gott des Sterbens. Er beschützte ihn vor der Verzweiflung, die er schon zu spüren bekommen hatte. Gweitner wollte sich lebendig tot haben. Alles Zwanghafte war fort. In seinem Leben hatte er sich nie – auch das schienen diese Menschenkenner, diese Jesuiten, an ihm gespürt zu haben – einlullen lassen von den Formen der Suche nach dem Ewigen, so wenig wie er sich hatte bestechen lassen vom

Zunicken der eitlen Vergänglichkeit um ihn. Doch jetzt hatte er seinen Gott. Er hatte ihn!

Mitten in dem Jahrmarktähnlichen Treiben um sich sah er Anna Krabbe bei von Uffeln stehen. Sie redeten ein wenig aufgeregt, wie in einer Absonderung von der Emsigkeit um sich. Dann streichelte sie dem alten Kommandanten über die Wange, langsam hin und her und aufmerksam. Der drückte ihre Finger an sein Gesicht und verzog den Mund zum Kuß in ihre Handfläche. Gweitner empfand ein Erstaunen über diese Regung der Zuneigung. Dann blickten sie zu ihm herüber. Von Uffeln nickte. Gweitner war es einerlei, was gesprochen wurde, nur diese Geste hatte ihn berührt.

Der Anblick dieser Frau, die alles, was sie tat, ganz tat, die alle und alles, wie vom Schöpfer ins Blut gegeben, mit ihrem Dasein verband, versetzte ihn in eine winzige Bewegung, nicht unähnlich einem Strich aus diesem nie endenden Regen. Hatte sich Neid in ihm geregt, die bittere und endgültige Bekräftigung seiner Erkenntnis, zur Füllung des Lebens hier nicht ausgestattet worden zu sein? Oder hatte sich einfache Bewunderung gerührt, wie man eine Handschrift bewundert oder eine Dressur? Es war nur ein flüchtiges Zucken seiner ausgedienten Sinne, das sich rasch vertat.

Daß Anna und von Uffeln auf ihn zugekommen waren, bemerkte er erst, als sie ihn ansprachen. Er sehe ja zum Fürchten aus! Er solle sich nicht alles so zu Herzen nehmen! Das sei dieser verdammte Krieg! Am besten, er rasiere sich bald, nickte ihm von Uffeln zu. Das helfe mitunter gegen die Müdigkeit in den Knochen und mache frisch und intakt! Matthias Gweitner spürte, wie Uffeln nur hinaus sprach. Anna sah erschrockener noch als Uffeln auf ihn, der da im schäbig lückenhaften Bart alter Männer, in hohlem Blick, mit immer noch schlackerndem Kinn auf sie sah. Er rührte sich so wenig, wie ihn das Gesagte berührte.

»Lieber Herr Magister! Seid nicht zu verzweifelt! Mette geht es ja prächtig, und der Junker wird sich schon durchschlagen!« Von Uffeln lächelte ihn halb an, als dächte er: Ja, ja, unser guter alter Magister!

»Ich werde Euch einen Wagen für den Rückweg schicken. – Danken wir fürs erste dem Herrgott für seine Güte! Ich hatte schlimmste Befürchtungen, als ich hörte ... Na, ja ... So eine Torheit!«

Eine kurze Berührung für Anna, ein mitleidiger Blick auf Gweitner, und er war fort.

Anna stand eine Zeitlang stumm vor dem Magister, während er in einem kurzen Ärger über die Fürsorglichkeit von Uffelns hoffte, daß sie ginge. Er blickte zur Seite. Sie betrachtete ihn die ganze Zeit und sagte dann leise:

»Drüben im Haus ist Smelling. Der Arme ist völlig verstört. Er hat das alles nicht verkraftet, redet wirres Zeug von Teufeln und Vater und Großmutter und Schwester. Ihr kennt doch auch seine Geschichte. Redet mit ihm! Das täte ihm gut.«

Gweitner fühlte sich von der ewigen Kraft dieser Frau belästigt. Smelling? Mein Gott! Dachte sie, von ihm sei nur wegen seines rettenden Erscheinens damals immer etwas zu erwarten? Gweitner bemerkte, daß sein Gesicht durchforscht wurde, und sagte:

»Tut Ihr es!« Dann drehte er sich fort, als wollte er auf den Hof treten. Sie war ihm unangenehm. Anna aber hielt ihn am Arm fest.

»Erlaubt! Ihr habt Euer Dasein ein wenig zu sehr eingezogen, Herr Magister.«

Damit schob sie den greisen Mann in den Speicher, wo sie ihn wie ein Kind, das zur Rede gestellt werden muß, etwas zu heftig auf die Stiege drückte. Sie setzte sich neben ihn und legte ihm wieder versöhnlich die Hand, eine breite, kräftige Hand auf die Knie. Gweitner zuckte zusammen.

»Ihr seht drein wie ein Alterchen, dem man die Suppe ohne Löffel hingestellt hat. – Oder ...? Ist es Cornelis ...? – Oder nutzt Ihr aus, daß ich immer an Traurigkeiten hängenbleibe?«

Der alte Magister hoffte zutiefst, sie würde nicht wieder zu reden beginnen.

»Wißt Ihr, Gweitner, Ihr enttäuscht mich. Nein, ich habe kein Mitleid. Ihr seid nur wie so viele der Alten. Ich habe zu viele dahinsiechen und krepieren sehen. Ihr denkt, Euer Leben sei nichts gewesen? Das denken sie, wenn sie alt und taperig werden.«

Gweitner hatte nicht wirklich hingehört, nur ihre volle Stimme hin- und herlaufen hören. Bei den letzten beiden Sätzen aber knurrte er. Nun bekam er einen Schwall von höhnischen Skizzen alter Leute zu hören, abgesetzt von denen, die es wirklich böse getroffen hatte.

»Schade! Ich hatte geglaubt, da in der Kronenstraße sitzt ein alter, schnurriger Weiser, der an den Menschen klebt. Aber Ihr klebt nur an Euch selbst – wie das ganze Soldatenpack hier, wie die Junker und der alte Rest des edlen Standes, wie unsere lieben Bürger und der halbe Erdkreis!« Sie stand, ohne in sein Gesicht gesehen zu haben, auf. Müde trat sie einen Schritt zum offenen Ausgang, drehte sich halb nur um und murmelte böse:

»Die Alten sind geworden wie die Jungen. Sie schmecken sich durchs Leben. Pfui! – Ich gehe dann in Gottes Namen zu Smelling.«

Aus: Münsterland-Mafia

Als die Türklingel schrillte, durchfuhr mich ein Stoß. Ich schneide meine Tomaten grundsätzlich mit einem rasierklingscharfen Messer. Und das rutschte auf den Daumen neben den Fingernagel.

Ich wartete auf das Blut. Ein winziger Schnitt, der auseinander ging. Ich kniff die Augen zusammen. Die Ränder der Wunde wurden weiß. Mund und Zunge waren in Bereitschaft. Meine Ruhe war dahin.

Wieder klingelte es. Meine Türklingel, das weiß ich sicher, ist ein gebrauchtes Modell. Handwerker sind Schurken. Das Haus ist erst vier Jahre alt, die Klingel mindestens zwanzig. Wahrscheinlich aus einer überflüssig gewordenen Kaserne. Ich schätze, Wachstube.

Ich hatte Glück. Es blutete nicht. Meine Haut hielt. Ich legte die Schürze über den Küchenstuhl und stand auf. Ärgerlich öffnete ich, noch mit der Lesebrille auf der Nase. Vor mir fand sich ein schwächliches Männlein mit einem markant großen Kopf und einer Tropfennase.

»Entschuldigen Sie die Störung. Sie kennen mich?«

Ich wackelte mit dem Kopf.

»Effsing. Heinz Effsing. Nachbarschaftsvorsitzender.«

»Hm.«

»Sie wissen sicherlich ...?«

Kopfwackeln.

»Nicht? Das mit dem Markus –, dem Sohn Ihres Nachbarn zur Linken?«

»Und ...?«

»Er ist gestern tot aufgefunden worden. Sie haben nicht ...?«

Kopfwackeln. Ich hatte nicht und dachte an meine Ruhe. Ich sollte mein Kabrio in Zukunft in die Garage stellen, so eng sie auch ist. Dann haben die Leute keinen Anhaltspunkt.

»Darf ich kurz ...?«

Zwerge bringen immer Unruhe. Wie bei Schneeweißchen und Rosenrot.

Ich trat zur Seite und blickte hinaus, während der Nachbar hereinhuschte. Gegenüber bewegten sich wie immer die persilweißen Gardinen. An der Hauswand stand sein Fahrrad. Niedriger Sattel, altes Modell, aber blitzblank. Ich hasse geputzte Räder.

Der Mann trug Hosensklammern und eine Baskenmütze. Beides glaubte er nicht abnehmen zu müssen, als er stracks zur offenen Küchentür tippelte. So einer war hier noch nie hereinspaziert. Ich überholte ihn im Türrahmen und stellte mich vor die Kaffeemaschine. Es war gegen vier. Um vier Uhr brauche ich meinen Kaffee. Nur eine kleine Tasse.

»Und ...?«

»Übermorgen ist die Beerdigung.«

»Ich gehe nie zu so was.«

Die Kaffeemaschine brodelte einladend. Das Miststück! Mindestens so alt wie die Türklingel!

»Aber Sie sind der rechte Nachbar.«

»Und ...?«

»Sie sind für den Rosenkranz zuständig.«

»Bitte?«

Ich trat unvorsichtig zur Seite, um mich zu setzen. Des Vorsitzenden Augen blitzten sofort zur Brodelmaschine.

»Danke. Ja, mit Milch und Zucker!«

»Oh, natürlich. Tschuldigung.«

»In solch traurigen Fällen hält die Nachbarschaft zusammen wie ein Mann. Ist doch klar.«

»Klar.«

»Und – Ihren Tomaten geht's gut?«

Jeder aus der Nachbarschaft, der mit mir Kommunikation pflegen will, kommt mir mit dem Tomatenthema. Wie mit dem Wetter. Sonst gibt es zwischen uns keinen Gesprächsstoff. Aber meine Tomatenzucht ist von allen Seiten einsehbar. Da hat jeder was zu reden. Obwohl keiner

eine Fleischtomate von einer Halbfleischtomate unterscheiden kann. Manche setzen neben Tomaten Fenchel! Ich antworte nie auf solche Plumpheiten.

»Rosenkranz? Wie geht der? Ich bin nicht gut im Blumenbinden.«

In Nachbarschaften geht es entweder um's Saufen oder Kuchenbacken oder Schmücken. Herr Effsing von der Nachbarschaft knüselte die Nase.

»Ich habe Ihnen den Text ... Moment.«

Er kramte in seiner Jacke. Ich winkte ungeduldig.

»Geben Sie her!«

Er reichte mir eine mehrfach gefaltete Liste mit vergilbten Knickanten. Matrizenabzug. Schrift hellblau bis papierfarben. So alt wie meine Kaffeemaschine. Ich bemühte mich um die Entzifferung. Der Obernachbar versuchte sich derweil selbst zu bedienen. Ich sah es und kapitulierte.

»Zucker steht auf der Blumenbank.«

»Und die Milch?«

»Im Kühlschrank, ganz rechts.«

Ich mühte mich weiter mit dem Papier ab, hielt es gegen das Fenster. Er schenkte mir den Rest ein. Eine viertel Tasse vielleicht noch. Ich nehme ebenfalls Milch und Zucker. Er füllte den Pott, den er in der Spüle entdeckt hatte, mit Milch und Zucker auf. Jetzt war ich klüger. Ich begriff den komischen Text, in dem ›Gesätz‹ mit ›ä‹ geschrieben war.

»Hör'n Sie. Ich bin nur einmal in der Kirche gewesen. Zu meiner Taufe. Wenn das hier was Religiöses ist, passe ich.«

»Na, na. Es steht doch alles drauf.«

Er schlürfte den Kaffee, als holte er damit Reste vom Sonntagsbraten aus den Zähnen. Es war Mittwoch. Ich schob mein Milch-Zucker-Gebräu von mir fort.

»Und wie geht das, so ein ›Gegrüßet seist du, Maria‹? Da steht nur der Titel, und daß man es zehnmal ...«

»Sprechen Sie mir einfach nach! Falten Sie die Hände!«

Heinz Effsing nahm jetzt die Baskenmütze ab und legte das verschwitzte Ding auf den Tisch – neben meine frisch geschälten, warmen Tomaten! Ich verzog den Mund und dachte: Gleich flippst du aus! Aber irgendwie faltete ich tatsächlich die Hände und sah mir dabei angestrengt zu. Von gegenüber ratterte es ein paar Sätze. Mir wurde ganz anders. Bei einem Wort unterbrach ich.

»Gebenedeit. Was ist das?«

»Eh. Sie müssen nur vorbeten, sonst nichts.«

Ich zog nun doch den Kaffee zu mir. Seine Farbe deckte sich exakt mit der des alten Zettels. Ich nahm einen Schluck. Es muß verzweifelt ausgesehen haben, als ich eine Tomate vom Tisch griff und sie mir in den Mund stopfte. Der Nachbarknirps betete weiter:

»... bitte für uns Sünder jetzt und in der Stunde unseres Todes. Amen.«

Ich kaute und schluckte und redete gleichzeitig.

»Also der Junge von nebenan, dieser ...«

»... Markus ...«

»... also der ist ...?«

»Ja, gestern tot aufgefunden. Hinter dem alten Güterbahnhof.«

»Aha.«

»Sie müssen nur vorbeten. Übermorgen. Üben wir weiter!«

Irgendwie kann ich dieses Gebet bis heute. Die eiserne Methode des kleinen Vorsitzenden mit Glatze und Haarkranz hat gegriffen. Absolut. Aber beim ›Vater unser‹ streikte ich. Nicht sofort. Erst bei dem »Dein Wille geschehe auf der Erde ...« oder so ähnlich. Das geht mir gegen alles. Die Ehre, die Praxis, die Philosophie. Es reichte mir.

»Das sage ich nicht. Schluß! Basta!«

»Aber, aber, junger Mann!«

»Lassen Sie's!« Ich war geladen. »Ich bin zweiundfünfzig! Die Taufe fand ich schon ungemütlich. Dieser Rosenkranz ist Firlefanzen, wenn Sie sich einen Reim drauf machen wollen!«

»Aber als Mitglied unserer Nachbarschaft ... Ich habe unseren Kassierer nachsehen lassen. Sie haben immer gezahlt ...«

»Dauerauftrag!«

»Ja, leider. Das festigt die persönlichen Kontakte nicht, Herr Pfühl. Aber immerhin. Da können Sie jetzt nicht, wo der Tod anklopft ...«

»Klingelt, anklingelt!« Ich wurde pampig. »Nun gehen Sie, Herr Effsing, Sie sehen: Ich bereite ein Essen vor. Meine Gäste werden ...«

»Es geht um einen entsetzlichen Tod. Und Sie ...?!«

Der Nachbarschaftschef nahm sich seelenruhig eine ungeschälte Rundtomate und rollte sie in seiner fleischigen Hand. Er mußte Schmied oder so was gewesen sein. Die Tomate schien zu leiden. Ich kann mir so was nicht lange ansehen. Ich heuchelte Interesse.

»Woran ist er denn ...?«

»Keiner hat bisher was gesagt. Aber morgen wird man es wissen. Also falten Sie die Hände und ...«

»Wie alt war er? Ich habe ihn kaum gesehen.«

Der Kerl mißhandelte noch immer die Tomate. Plötzlich ließ er sie auf den Tisch rollen. Ich schnappte sie mir und legte sie zur Seite.

»Achtzehn. Vor ein paar Wochen achtzehn geworden. Die Hände faltet man übrigens, indem ...«

»Lassen Sie's. Da wird nichts draus!«

Die Miene des Vorsitzenden bekam zum erstenmal etwas Verzweifeltes. Als wartete er auf den Rauswurf beim Mensch-ärgere-dich-nicht. Dann schlürfte, sog und zog er seinen – meinen – Kaffee zwischen den Zähnen ein. Niemand sagte etwas. Als er ausgetrunken hatte, stellte er die Tasse leise, fast elegant ab.

»Ich biete Ihnen einen Kompromiß an. Die Nachbarschaft lebt von der Spontaneität und Kreativität der Anwohner, steht in unseren Statuten, wie Sie wissen. Sie können statt dessen tragen.«

»Bitte?«

»Den Sarg tragen. Mein letztes Angebot. Das wird im Vorstand Aufregung geben. Aber ich setze das durch.«

Ich war über so viel Entgegenkommen dankbar, legte meine Brille auf den Küchentisch und geleitete den befehlsgewohnten kleinen Mann zur Tür. Er fuhr recht behende die Auffahrt hinunter und bog mit einem flotten Gruß um die Ecke.

Aus: Tödliches Erbe

Als die Türklingel schrillte, fuhr ich zusammen. Das Eiswasser, mit dem ich gerade die blanchierten Tomaten übergoss, schwappte auf mein linkes Hosenbein. Die eisige Nässe lief an mir herunter. Der nasse Stoff saugte sich an meinen Oberschenkel. Die Fußsohlen zogen sich zusammen.

Wieder klingelte es. Es gibt im Bereich der Haustürakustik verschiedene Systeme. Meines ist das gnadenloseste. Sonja meint, ich sei masochistisch. Aber ich behalte diese Klingel. Sie kündigt mir von der Mitleidlosigkeit draußen. Damit keine Illusionen aufkommen zwischen dem Ding-Dong der Schulglocke und dem Dudeldu des Telefons. Meine Freunde klopfen immer.

Die Tomaten waren für das Einfrieren natürlich perdu. Das Eiswasser muss augenblicklich über die heißen Tomaten gegossen werden, um ihr Aroma und ihre Farbe zu erhalten. Ansonsten sind sogar die im Supermarkt besser. Ich fluchte, stellte den Krug ab und bewegte mich breitbeinig Richtung Haustür.

Vor mir stand ein dünnes, dunkelhaariges Kerlchen. Kaum neun. Etwas hohläugig. Ich dachte an brasilianische Straßenkinder und sah auf die Uhr. Es war vier. Gegenüber bewegten sich Gardinen. In dieser Nachbarschaft stehen alle unter dem Schutz aller – ob Kinder oder allein stehende Männer. In meiner Küche knatterte die Kaffeemaschine.

»Tag. Riecht gut.«

»Was?«

»Der K-kaffee. Du hast wieder die Dunstabzugshaube an.« Und schon war der Knirps an mir vorbei. »Man riecht es auf der Straße. Total!«

Ich nahm meine Lesebrille ab. »Und was hast du mit meinen Dunstabzügen zu tun?«

Der Kleine drehte sich um und grinste. Verschmierter Mund wie ein Minstrel-Neger. Seine Kappe starrte vor Dreck und saß schief über den Ohren. Die abgewetzte Skaterhose hinterließ Spuren auf dem weißen Boden. Und Gertrud hatte am Vormittag gewienert. Schon war er in der Küche und winkte mir.

»Ich nehme nur 'n bisschen mehr Milch als die G-großen. Weil, die G-gesundheit.«

Dann sah er mein genässtes Hosenbein und grinste schon wieder.

»Das Problem hatte ich früher auch 'ne Zeitlang. Zieh dir ruhig eine neue an. Ich rühr hier nix an. Echt.«

Ich schüttelte mit dem Kopf und hatte für einen Moment vor, ihm die Sache mit dem Eiswasser zu erklären. Irgendetwas lief hier nicht korrekt. Wenn ich bei meinen Tomaten bin, bin ich jenseits und finde nur langsam zurück. Ich legte die Lesebrille ab. Der Kleine ist ein ganz Witziger, dachte ich und zog mich um. Als ich zurückkam, stand er artig an den verdorbenen Tomaten.

»Ich weiß, dass du 'ne Menge Tomaten hast. C-cool.«
Wieder das Grinsen.

Ich nickte und kapitulierte.

»Mit Zucker?«

»Nö. K-klaut nur Vitamine.«

Ich nickte und schenkte ihm ein. Die Gesichtsfarbe des Kleinen hatte etwas vom Beige des Milchkaffees.

»Wie heißt du?«

»Tim.«

»Und weiter?«

»Egal.«

Woher kannte ich den Jungen? Aus der Nachbarschaft? Seit meine Ex meine Söhne mitgenommen hatte, war mein Interesse für Kinder blockiert. Aus meiner Schule konnte er ebenfalls nicht sein. Da gab es solche Bürschen erst ab zehn aufwärts.

Das Bürschchen hier hatte einen kräftigen Schluck. Beinahe hätte ich ihm eine zum Drehen angeboten. Aber in meinem Haus rauche ich nicht.

»Du machst ganz guten K-kaffee, Herr Pfühl.«

»Eigentlich nur, wenn ich ihn alleine trinke. Ist ein Sigri Estate. Aus Papua Neu-Guinea. Das ist weit weg in Asien.«

»Weiß Bescheid.«

»Arabica, tagesfrisch und in der Sonne getrocknet.«

»Macht nix. Oder? Ich trinke ja halb mit Milch.«

In der Rechten den Kaffeepott, stand der Junge noch immer vor den Tomaten. Seine Linke näherte sich ihnen. Sie zitterte.

»Magst du Tomaten?«, fragte ich, bevor er mit seinen schmutzigen Händen etwas anrührte.

»Hm!«

Die Augen des Jungen waren schlammfarben und begannen auf eine fast sensationelle Art zu leuchten.

»Mit Brot?«

Ich ärgerte mich bei der Frage. Man wird solche Kinder nie wieder los. Der Knirps sah vernachlässigt aus. Fettige schwarze Haare. Die hingen wie Gardinen über dem kleinen Kopf. Verklebte Wimpern, erdige Fingernägel. Sein spitzes Gesichtchen bemühte sich um einen frechen Blick in die Runde.

Plötzlich fiel es mir ein: Kreuter! Einer von den drei oder vier Kreuter-Kindern. Irgendwo am Ende der Straße. Da hatte ich mir ja was Schönes ins Haus geholt! Beide Eltern Säufer ...

Ich entkernte und schnitt die Tomaten in Würfel. Er sah sich meine Küche an und ließ Ohs und Ahs wie an einer Schnur ab. Hyperaktiv.

»Wie bei der NASA, hier! G-geil! Alles Silber mit Rot!«

Er rückte die Kaffeemaschine zur Seite.

»Wenn du die ein bisschen so hinstellst, rieche ich die nicht immer, wenn ich von der Nachhilfe komme.«

Ich toastete und schmierte zwei Ciabatta-Scheiben und gab die gesalzenen und gepfefferten Tomatenwürfel darauf.

»Bruschetta«, log ich. »Das ist Italienisch.«

Er wartete keine zwei Sekunden.

»Boah, die sind K-Klasse, Herr Pfühl!«

»Was isst du denn sonst so?«

»Mal so, mal so. Was so da ist. 'Ne Pizza meistens.«

Ich toastete, schmierte und belegte – er aß. Nach acht Ciabatta-Scheiben sah er irgendwie anders aus. Wie ein Hündchen, das sein neues Herrchen gefunden hat. Ich geriet in Panik.

»So, jetzt aber raus, mein Freund! Ich habe zu arbeiten.«

»Hallo, du bist doch Lehrer, oder?«

Ich sah ihm giftig in die schlammfarbenen Augen und machte eine ausladende Bewegung zur Haustür, während meine Gedanken in Richtung zweiten Einfrierversuch gingen. So einfach gab ich nicht auf. Ich pfiff durch die Zähne und nickte mit dem Kopf zu besagtem Ausgang. Plötzlich sah er verloren aus. Ich sah ihn nicht mehr an. Als ich die Tür hinter ihm schloss, stand er davor, als regnete es draußen.

Aus: An den Enden der Treppe (Zweites Kapitel)

Nunmehr haben wir ein Kapitel vorzulegen, welches wir immer wieder aufgeschoben haben. Denn wir waren uns unsicher, wie es in die Chronologie der Ereignisse einzuweben sei und ob wir überhaupt dieses Gedächtnisstück einbringen sollten; denn es ist ja nur durch die – nach 72 Jahren – nebelhafte Erinnerung einer Sterbenskranken verbürgt! Allerdings ist alles von einem zartklaren Geist erzählt, der offenbar schon in seinen Jugendjahren über eine außergewöhnliche Beobachtungsgabe verfügte. Auch konnte ein nüchterner Zuhörer nicht an der Glaubwürdigkeit der alten Mittin zweifeln, wenngleich das Folgende – dies eine Wirkung ihrer körperlichen Schwäche – aus Brocken und Fragmenten zusammengereimt werden musste.

Wir selbst waren zunächst völlig im Unklaren, wen die Erinnerungen unserer Gewährsfrau betrafen, und als es uns langsam dämmerte, wen die Bügelluise uns hier ahnungslos auftrug, waren wir verstört und sprangen weiß Gott nicht leichtherdigs auf. Der weiße Rand unseres Notizheftes konnte danach auch gar nicht frei bleiben und füllte sich bald mit Recherchen aus Literatur und Literaturgeschichte. Immer unzweideutiger ergab sich daraus, dass unsere kleine Nichte tatsächlich mit dieser unerreichten Westfälin gesprochen haben muss, obwohl sonst Dokumente (aber was sagen diese über die Wirklichkeit?) dazu fehlen.

In summa: Bei Auswertung aller Indizien geht es nicht anders: Mittin ist elfjährig mit diesem zarten Fräulein, von einem bedeutenden Autor unserer Zeit als ›mächtiges Frauenzimmer‹ bezeichnet, also mit der noch jungen Schriftstellerin und Freiin von der Burg Hülschhoff zusammengetroffen.

Mittin wachte von einem Schluchzen auf. Träume, immer wieder bange Träume, in denen es viel Weinen gab oder aus denen sie voller Angst auffuhr. Doch wollte das Schluchzen gar nicht aufhören, es wurde ein Wimmern,

brach wohl kurz ab, fing dann aber von Neuem an. Sie richtete sich auf, fuhr sich über die schweißnasse Stirn und horchte zur Treppe. Leise nahm sie den groben Vorhang zur Seite und tastete hinüber. Auf der halben Treppe waren im Scheine einer Lampe Schuhspitzen und schimmernder, schwärzlicher Stoff zu erkennen, dessen Saum sich unter dem Schluchzen und Wimmern bewegte, als sei eine Katze darunter. Die Klage war nah an Mittins Ohr, Silben, Wörter, abgerissen wie von einem Hin- und Herwerfen des Kopfes. Ein zittriges Klagen wie bei den Todesfällen, die Mütter und Väter in eine herzzerreißende Trauer stürzten, so ohne Luft und Besinnung, nahe an einem Keuchen und Husten. Als wenn das Leid selbst im Bauch zusammengezogen würde, um stoßweise mit Stimme und Luft und Tränen ausgeschleudert zu werden. Sie stand unten, hinaufsehend wie vom Fuß eines Berges, auf dem oben ein Naturschauspiel aus Donner und Blitz und Regen stattfinden musste. Dann trat Mittin die ersten Stufen hinauf.

Da saß Nette vor ihr! Und nein: Die Gestalt war ohne Haube. Mittin drückte sich an die Wand.

Die junge Frau hob den Kopf, um den die Haare offen fielen. Sie war Nette ähnlich – oder die Nacht machte sie so ähnlich: die Augen übergroß wie Nettens und der Mund genauso spätzchenklein. Ein feiner Geruch von Blütensüße. Mittin wagte sich weiter hinauf. So weit oben bei ihrer Tante war sie noch nie gewesen.

Das Haar mochte vorher straff geknotet auf dem Kopf gelegen haben, wovon noch Reste im Licht der Lampe aufleuchteten, nun jedoch war der Schopf ein gerupftes Nest und hing wild um das großäugige, im Dunkel nass glänzende Gesicht. Die Dame zuckte kurz, als sie Mittin sah, blickte aber wieder fort und es war Stille, das Schluchzen lief aus, nur der Körper machte eigenwillige Bewegungen. Oh, es ist unerträglich heiß. Man möchte eine Undine sein und unter Wasser.

Die Stimme kam wie ein keuchender Vorwurf und war gar nicht an Mittin gerichtet. Dennoch nickte Mittin – ja, der Wunsch, unter Wasser zu sein! Die großen Nixenaugen sahen sie jetzt an, so dass Mittin sich nicht zu nehmen wusste und mit ihren Fingern an der Wand kratzte, während über das Gesicht der Dame eine erstaunte Bewegung zuckte, die vielleicht aber von der Lampe her kam, die auf der Stufe über ihrem Gesicht flackerte und ihre Augen mit Schatten belegte:

Und doch ist dieser Platz – mitten auf der Treppe – noch der bessere, nicht?

Sie presste die Arme unter die Brust, als wollte sie ein neues Schluchzen erwürgen, worauf es aber nur heftiger zu beben begann. Das Fräulein schlug nicht einmal nach den Fliegen. Sonst schlugen feine Damen immer nach den Fliegen.

Die Treppe sei viel zu kurz, kam es plötzlich in einem schroffen Ton und in einem eigenartigen Platt, dass Mittin sich wunderte. Die Treppe müsste eigentlich so lang wie eine Nacht sein – von da oben bis zur Erde zurück, aber hier im Hause habe man ja den Himmel in Höhe der Stirn!

Der Geruch der Dame war so fein – wie Flieder in erster Blüte und machte einen leicht, so dass man gerne im Dunkel auf der Treppe stand. Eine verwirrende Dame – ihre Augen und ihr Reden! Mittins Finger strichen an der porigen, körnigen Wand entlang, die sich anfühlte wie die rauen Hände von Großvater Wolters.

Ja, schau nur hin: Im Dunkel hockt eine ausgestoßene Bettlerin.

Die Dame redete trotzig, sie schnäuzte sich in ein Tuch und barg ihr Gesicht in den Händen, dann wieder wischte sie sich über die Augen und sah starr die Treppe hinab und murmelte etwas, das sich wie Stücke aus Gebeten anhörte. Mittin beobachtete neugierig das fiebrige Spiel vor

sich, sie löste sich vorsichtig von der Wand, gespannt, welche Gesten nun von dieser Bühne kämen und welche neuen Worte. Dann war deutlicher etwas von einem vorbeirauschenden Rest des Lebens zu hören und dazwischen die Wehlaute, als ob alle Worte wie Blasen aufplatzten oder zwischen Zähnen zerschlissen. Plötzlich wieder Stille. Das Fräulein blickte mit angestrengter Sehkraft aus dem Dunkel:

Du musst wissen, dass die Hand des Herrn sehr weit reicht und schnell und schwer ist, dass du es kaum siehst. – Es braucht nicht Wort noch Stunden, du bist verschwunden.

Das Fräulein lächelte eng:

Das sind Verse. Kennst du Verse?

Mittin schüttelte den Kopf, die Dame ließ sich nach hinten in den Schatten fallen und stieß den Atem hervor. Wieder kam ein feiner Fliederduft herunter. Sie verzog das Gesicht, als hätte sie etwas zu Süßes im Mund:

Davon kann ich dir Tausende aufsagen und dazu ohne – ohne Demut. Dichtung, Poesie, Musik. Wenn du willst. Ich könnte dazu Klavierstücke komponieren.

Mittin nickte rasch, und die Dame lächelte, als wäre es ihr egal: nur eine Kirmesvorstellung für wenige Pfennige oder die Bitte eines Kindes um die zehnte Wiederholung eines Abzählreims.

Zum Beispiel: Kehr heim in deine dunkle, wüste Zelle und wasche sie mit deinen Tränen helle und lüfte sie mit deinen Seufzern aus. – Verstehst du das?

Sie sprach aber zu sich, ihre Lider hatten sich gesenkt, und das Dunkel schien noch stärker zu werden:

Mich meine matte Sonne will verlassen und mein Garten liegt, ein übergrüntes Moor, und blendend steigt das Irrlicht draus empor, den Wanderer leitend in den Tod, den nassen.

Mittin nickte heftig: Das kenne sie gut!

Das Gesicht der Dame schien im Lampenschein auf, bleich und aufgegangen wie ein Mond.

Den ertrunkenen Wanderer habe sie oft im Traum gesehen, sagte Mittin laut.

Da rutschte das Fräulein zu ihr herunter, fasste Mittin.

Erzähle mir von deinem Traum!

Sie stehe als eine Prinzessin am Fenster des Schlosses, draußen in der Nacht sehe sie ein Flämmchen hin- und herhüpfen und näher kommen, einen Mann, der die Laterne trägt, und hinter ihm eine Gestalt auf einem Pferd. Ein langsamer Hufschlag kommt zu ihr herauf, weil ja der Fußsteig mit Steinen gepflastert ist, und plötzlich zieht eine Wolke über den Mond, dass es ganz finster wird, und zugleich kommt ein schwerer, so ein klatschender Fall an ihr Ohr, danach ein lautes Plätschern und der Angstruf eines Mannes. Das Pferd stürzt aus dem Wasser und der Mann steht ganz tiefend neben seinem Tier, das schnaubt, und will gleich wieder in den Fluss, weil er den anderen retten will. Dann kommen viele mit Stangen und Haken und später weint auch eine alte Mutter, die ganz wild aussehe und der die Hälfte der grauen Haare unter der Mütze hervorhingen und die immer wieder und laut bete: In alle Ewigkeit Amen.

Entsetzt sah die Dame Mittin an:

Wer bist du – du, in deinem ärmlichen Hemd?

Das sagte die Dame auf Platt und herb und rau.

Mittin nannte ihren Rufnamen und, dass sie seit einer Woche als Magd anwohne.

Bei der Emmerick?

Nein, nur hier unten und im Wirtshaus, nach oben dürfe sie nicht, zu ihrer kranken Möhne dürfe sie nicht.

Die Blicke der Dame fielen scharf in Mittins Augen und auf ihren Wangen schimmerte Rot auf.

Sie sei die Nichte der Anna Katharina Emmerick?

Mittin nickte. Die Dame sank zurück und sah wieder farblos aus.

Eine Bauerndirne – und Worte und Bilder wie die Selige!

Mittin beobachtete die Tropfen aus den Augen der Dame, wie sie schwer wurden und glänzend herabrollten, während die Schultern wie nasse Flügel sanken und das Antlitz trüber und trüber wurde. Ganz verloren und wie der letzte Mensch in der Welt.

Ich hätte nicht hierher kommen sollen, ich hätte es wissen sollen. – Du lebst hier, in ihrer Nähe? – Ich könnte es nicht! Schon nach den wenigen Stunden brennt alles wieder so scharf!

Das Fräulein klang so bitter:

Ich war bei deiner Tante – wohl zwei Stunden. Ich bin hierher geschlichen, angekündigt nur von meiner besten Freundin, die hier in der Stadt wohnt. Ein rechter Mondhase bin ich.

Ein bitter aufstoßendes Lachen. Dann redete die Dame wie ein Buch, als hätte man ihr ein Jahr lang den Mund zugehalten und als wäre ihr Mittin gerade Recht da auf der Treppe.

Bitte, sagte Mittin. Sie habe ihre Tante noch nie gesehen! Und da oben auch nichts. Wie es da aussehe – und wie ihre Tante aussehe.

Die Dame nickte erstaunt. – Ihre Tante liege in einem Bettkorb, habe Binden um die Stirn und sitze eher, als dass sie liege. – Das kam schnell und wieder auf Platt dahingesprochen, dann schwieg sie und starrte die Treppe hinunter, die in dunklen Streifen hinabfiel.

Mittin aber trat ungeduldig eine Stufe höher. Wie die Wohnung da oben sei und wie man hineingelange. – Nein, sie wolle es selbst sagen: Zunächst sei da die Tür mit einem Spiegel daneben, in einem größeren Zimmer stehe hinten ihr Bett.

Musternd sah die Dame sie an, schüttelte mit dem Kopf, dass sich der zarte Geruch wieder von ihr löste: Man müsse durch diesen größeren Raum hindurch und linker Hand erst schließe sich ein abgesondertes Kämmerchen an, worin das Bett der Kranken stehe.

Oh, ja, das sehe sie nun wieder, rief Mittin. Und rechts ein Ofen, daneben das Fenster in den Garten!

Nun lächelte die Dame und hob den Finger ins Licht und verscheuchte mit einer kleinen Eleganz ein Etwas von der Stirn.

Du bist natürlich einmal dort gewesen!

Heftig verneinte Mittin. Und an der Wand stehe dann das Bett, darüber sei ein Regal, ein Schränkchen, wovon sie auch geträumt habe. Sie habe öfters Träume, auch welche ohne Schlaf, und die seien nicht immer falsch.

Das Schränkchen ist mit einem Wachstuch überzogen, darin liegen Bücher und eine Schachtel mit Nähzeug, nicht wahr?

Mittin zuckte mit den Schultern. Das habe sie nicht gesehen. Ob denn ihre Tante so dünn sei, dünn wie Papier, so dass das Licht durchscheine, und helles Blut von der Stirn rinne.

Heute Nacht rann es nicht, meine Kleine. – Deine Tante ist dünn, sehr dünn, aber ihr Gesicht sogar ein wenig rundlich und hat mächtige Augenlider, mit starken Augenbüscheln und veilchenblauen Augen.

Und eine kurze, dicke Nase, rief Mittin aufgeregt und setzte sich vor die Dame, die wieder so prüfend und verwirrt hoch sah. Solch eine Nase habe auch ihr Vater und ihre andere Tante – die, welche die Tante pflege.

Mit deiner anderen Tante hatte meine liebe Freundin allerdings ihre Not und musste meinen Besuch heute Nacht wie ein Polizeidiener durchsetzen ...

Ihre Stimme lief wie Wasser aus einem Krug, doch Mittin fragte bettelnd und hüpfend und vergaß ganz, welche feine Dame da im Lampenlicht vor ihr saß:

Was ihre kranke Tante gesagt habe und wie? – Worauf die Dame sich auf die Seite in die Treppenstufe legte und schwieg, so dass Mittin endlich ihren Vorwitz fühlte und nicht mehr zu stören wagte. Sie blickte in das Licht der flackernden Lampe und wartete ungeduldig.

Das Fräulein beginnt sich zu bewegen wie eine Welle, löst sich dann von der Stufe ab und schwebt auf und nieder, bis sie wieder ruhig daliegt.

Unten gab die Kuh einige dunkle Laute von sich und Mittin roch plötzlich den Stallgeruch hinter sich, so dass es ihr peinlich war, dass der zarte Fliedergeruch der Dame sich mit dem der Scheune mischen musste.

Sieh, wortreiches, neugieriges Bauerndirnenchen, sagte die Dame mit wässrigem Blick: Du kannst nicht verstehen, was ich gefragt habe und was sie gesagt hat. Ich verstehe es ja selbst kaum. – Sie ballte die Hände auf dem Schoß: Gott, dieser Kopf, dieses Denken! Befreie mich davon! Wenn man doch nur sanft und nur eine Tochter sein könnte ... Deine Tante hat mich zurechtgestutzt, das kannst du ruhig wissen.

Fast hätte Mittin die Beine der Dame umfasst, so ergriffen war sie von dem Wunsch, nur immer von ihrer Tante zu hören. Sie sah sie an wie ein Kind seinen Vater, wenn es denkt, dass er ihr etwas schenken will, obwohl da nichts geschenkt werden soll, so dass die Dame unwillig tat und an Mittin vorbei die Treppe hinab in die dunkle Scheune starrte.

Die Bewegung des Lampenscheins hielt inne. Das Schluchzen begann erneut, das Wimmern und Beben, worin sich ein Beten mischte: Herrgott, dieses Denken, immer dieser eine Gedanke ..., verbirg dich doch nicht! – Sie weinte in langen, furchtbaren Stößen, dann zog und presste sie die Arme um den Bauch, bis das Beben nachließ und das Beten verstummte, als hätte es sich davon gemacht – die Treppe hinab und aus der Scheune in die heiße Nacht.

Hatte die Dame sie vergessen oder wartete sie, dass Mittin endlich ging, um weiter einsam auf der Treppe weinen zu können? Mittin fürchtete sich davor, wieder in ihrem Bettkasten hinter dem Vorhang zu liegen.

Mit einem Ruck, als wollte sie sich von allem lösen und alles neu beginnen, fuhr die Dame auf, straffte ihr Kleid über den Knien und legte wie ein Kind ihr Kinn darauf, so dass sie Mittin von nahem ansehen konnte.

Deine Tante ist streng und dennoch mild dabei. Sie hat eine andere Wirklichkeit, Kleine. Unsereins steht nur am Rande des Sees, sie taucht täglich hindurch. – Jetzt hörte sich das Platt des Fräuleins zart an: Sie sagte, es gebe Finder und Sucher. Die Finder würden ohne die Sucher stolz, die Sucher aber ohne die Finder irre. Verstehst du das? Mittin regte sich nicht. Sie meint, ich sei eine Sucherin. Die Dame schloss die nass hervortretenden Augen, so dass sie aussahen wie die Fäustchen kleiner Kinder, die eine heimliche Beere zerdrücken. Ich solle eben nicht verlangen, eine Finderin zu sein. Gott habe mir gegeben, dass sich mir der Zweifel zu Wolken türmt, dass meine Sinne offen stehen, aber ... Und ich, ich Dumme, ich bete andauernd: Gott, birg dich nicht! Und sollte beten: Ich suche mit Lust, birg dich immer!

Die Lider öffneten sich und die großen Augen sahen wie von einem hungrigen Tier auf Mittin herunter.

Und dann sagt sie wieder, es gebe nichts zu suchen, weil schon alles vorhanden sei. Du hast ja solche Nöte nicht, Kindchen, aber ich habe meinen Liebsten verloren, weil ich diese kranken Augen zu Sünden missbraucht habe, im Spiel, in Dummheit, Übermut, weißt du? Nur einen Augenblick auf falschem Grund, dann sinkst du.

So ernst hatte noch kein Mensch Mittin angesehen – als wenn sie sie mit einem Male fürs ganze Leben belehren wollte.

Und jetzt sind die Augen voller Angst, wenn sie nach oben sehen – und nach unten sehen sie wie starr und können sich nicht lösen. Wie jetzt, wo ich doch sogar auf der Treppe sitze, mitten dazwischen, zwischen oben und unten und mich losschlagen könnte. Aber es geht nicht und ich erschrecke davor. Soll das unendlich gehen, dass mein

kleines Herz, dieses Klümpchen Erde, das unergründliche Rätsel lösen will? – Die Dame suchte Mittins Hand und raunte: Das kennst du noch nicht, und bete zu Gott, dass du es nicht kennen lernst: sich wie ein Hündlein fühlen, das winselnd nach jedem Bröcklein fasst.

Das Flüstern war unheimlich und Mittin sah sie unruhig an, worauf die Dame den Kopf schüttelte:

Ich weiß, du bist eine Emmerick, eine Finderin! Du wirst dich nie ausgeschlürft fühlen. Nie die Angst, nicht lieben zu können! – Kräftig siehst du aus. Und doch hast du schon böse Träume. Sieh dich vor! Sieh nicht in den Spiegel und höre auch nicht auf die allzu klugen Leute. Mein Geist hat so viele scharfe Spitzen und dunkle Winkel, dass es für mich nicht geht, auch wenn es besser wäre. Nur in Demut niederfallen und alles annehmen, das wäre schön! Schön wie die Musik. Aber mein Leben, meine junge Mittin, ist das Denken und sind die Worte und die passen nicht in das Geschlecht und das Leben, in das ich geboren wurde. Es wird bitter und ohne Frieden vorbeirauschen. Der Wunsch, verschont zu werden, taugt nicht.

Wie unheimlich! Das funzelige Licht und dieses Flüstern! Mittin zog ihre Hand zurück und die Dame setzte sich gerade.

Ich wollte dich nicht erschrecken, meine Kleine.

Sie sprach wieder in diesem merkwürdigen Platt, das Mittin wie eine Erfindung vorkam:

Denkst du auch viel nach?

Energisch nickte Mittin. Ihr Vater sage aber, dass der liebe Gott, der im Frühjahr die Blätter aus den toten Ästen ziehe, keinen Menschen richtig schlau sein lasse. Und der Vater lese auch viel in Büchern und in Kalendern und in der Hauspostille.

Die Dame wischte sich über die Stirn und lächelte:

Unerträglich, diese pflaumenweichen Nächte. Ich hätte in einer kühlen Nacht herkommen sollen ... Dein Vater ist klug. So wie deine Tante. Nur kann sie die Zweifel nicht

verstehen, sie kennt die Sünde und die Schuld ja kaum, wo sie täglich Jesum sieht und Maria, die mir fast zum Entsetzen ist in der fleckenlosen Reine. – Sie blickte halb die Stufen hinauf und flüsterte wieder: Warum durfte ich nicht leben, als Jesus lebte? Ich wäre ihm überall nachgeschlichen. Aber heute, das ist eine bedrängte Zeit.

Mittin holte Luft und sagte ihr in die Seite, dass ihre Tante ein guter Mensch sei und auch auf ihrem Kotten gelebt habe, und das Bluten und Quälen werde sie wohl nicht so gerne haben.

Ach, ihr Leben ist wohl Leiden, kleine Mittin, sagte die Dame bitter: Aber ohne sich mit Zweifeln zu quälen wie unsereins, den man dafür nicht liebt und besucht, sondern verstecken möchte. Das Gefährlichste beim Leid, hat sie gesagt, sei das Selbstmitleid, eine Sünde der Eigenliebe, woraus nur der Herr im Himmel helfen kann ...

Noch immer redete sie in diesem Platt mit den künstlichen Wörtern dazwischen:

Oder wenn sie sage, man müsse nicht nur den Besitz loslassen können und die Hoffart und die Familie und die allerschönsten Pläne, sondern auch seine Sünden müsse man einmal dem Teufel hinterher und an den Kopf werfen können und alles Gott überlassen ... Gott lassen! Sogar von Gott lassen!

Nein, das sei ganz anders mit ihrer Möhne!

Mittin stand auf und wollte so trotzig sprechen, wie die Dame auch trotzig gesprochen hatte; denn sie dachte an die Damen im Garten der Dechanei:

Ihre Möhne quäle sich wegen allen Sündern auf der Welt und allem Bösen, das wisse sie, Mittin, ganz genau. Die Dame solle auch nicht so gegen den lieben Gott reden, das sei schwere Sünde. Der Vater habe gesagt, man müsse die Geheimnisse lassen wie Feuer. Es brenne von selbst herunter, und wenn man vorher hineinfasse, verbrenne man sich eben.

Dein Vater ist wirklich ein kluger Mann, Mittin, und deine Tante hat Recht: Gott will nicht, dass ich mich fühle wie ein Hündchen und eine Verfluchte, sagt sie. Deine Tante hat tausend Schmerzen mehr als ich – und sie beklagt sich nicht. Dieses erschreckende Heldentum! – Sie neigte sich vor und flüsterte sie an: Ihr Emmericks müsst euch ja nicht beklagen, ihr lebt ja nicht in diesem Jahrhundert und verliert nicht jeden Tag mehr und mehr an Gnaden. Ihr habt ja gefunden! Ja, ja, ich denke und lese zu viel und glaube zu wenig. Ich wüsste gerne, wie in unsrem Gehirn die Verwirrung entsteht. Ob die Menschen einst darüber lachen, wenn sie sehen können, wie sie da in der Nerve entsteht? Was wird in hundert Jahren von der Gnade übrig sein und vom Glauben? Die Menschen werden in die Gesteine blicken und in unseren Kopf und vielleicht alles wissen – und doch wird ihre Seele unruhiger und noch wilder sein als meine.

Mittin machte die Stirn kraus und redete drauflos: Einmal habe sie einen Traum gehabt: Ein Friedhof, auf den Leute mit Fackeln gezogen seien. Sie habe das Grab von einem Menschen gesucht, den sie aber gar nicht gekannt habe, und trotzdem habe sie gewusst, dass er ihr Allerliebste sei. Zwischen den weißen Grabsteinen und schwarzen Erdhaufen habe sie mit einem Spaten zu graben angefangen und sich auch über die Leichensteine gelegt, um die Inschriften zu lesen, konnte aber keine entziffern. Und kaum betritt sie einen Grabhügel, stürzt er zusammen und die Bretter des Sarges krachen, in dem sie jetzt neben dem Gerippe liegt, das auf einmal das Liebste ist. Das weiß sie gleich. Sie nimmt den Totenkopf und hat ihn lieb, kann aber nichts erkennen. Es fallen Schneeflocken, aber die Luft ist heiß und schwül wie gerade jetzt. Da steht ein Kind oben am Grabe mit einem Korb voll Blumen und Früchten und schüttet den Korb aus, dass das ganze Grab voll ist. Sie freut sich, weil davon der verweste Leib wieder zusammengesetzt werden kann. – Dieser Traum sei so ein

Geheimnis und man dürfe eben nicht mit den Händen hineinfassen.

Erschrocken sah die Dame sie an, stand wie von einem eigenen schweren Traume auf, ihr Gesicht war wieder bleich, und zitternd berührte sie Mittin.

Ich muss fort von hier! Rasch! – Nein, fasse nur nicht hinein und fasse mich nicht an, meine junge Mittin. Du machst es gerade richtig nach deinem Vater. Aber für mich ist alles anders.

Mittin starrte sie an, dieses feine Gesicht mit den so großen Augen, eine Dame, die man nicht leise genug berühren durfte, aber so eine herbe Sprache dabei. Wieder zuckte eine Bewegung über das Gesicht der Frau und sie senkte scharfe Blicke in ihre Augen, während sie die Haare auf den Kopf zurücksteckte.

Unerträglich heiß ist es und alle Fasern meines Herzens schmerzen ... Ich habe so viel vertan! Könnte ich nur die Gnade sehen! Aber das ist ja auch ein Geheimnis, ich weiß ... Man dürfte nicht versuchen hineinzufassen.

Ihr langsamer, matter Gang fand an ihr vorbei die Stufen hinab. Die Lampe vergaß sie. Klein und zittrig war das Fräulein. Mittin sah ihr nach und hörte die Scheunentür gehen. Sie setzte ihre Füße Stufe um Stufe höher, bis sie neben der Lampe stand. Sie stockte. Konnte ihre Tante sie auf der Treppe sehen? Wenn sie doch bald hinauf dürfte! Immer sicherer war sie sich, dass sie ihrer Tante ähnlich war.

Es waren ja immer Besucher, Besucher über Besucher, gekommen, beinahe stündlich und auch in der Nacht. Aber kaum jemand ging so fort wie diese junge Dame. Ihre großen Augen waren so klug gewesen, als blickten sie überall hin, in Bücher und Blumen, Steine und Augen. Aber die Dame war zu klug und deshalb auch krank an der Seele. Eine Dame wie sie dachte nur an Liebschaften und an ihre Qualen und das machte wütend und bange, wie es bei Nette und Strove war und bei Ansbrock und Hedwig.

Sie stand auf der letzten Stufe, hielt inne und lief, die Lampe gegriffen, auf Zehenspitzen wieder hinunter und zog den Vorhang hinter sich zu. Die Rotbunte gab einen schläfrigen Laut von sich. Mittin pustete das Licht aus und zog gegen die Fliegen die Filzdecke über sich. An ihrer Hand schwebte noch der zarte Fliederduft der Dame. Es war ihr leicht. So nah war sie ihrer Tante noch nie gewesen. Aber nicht alle fanden dort oben Trost. Wie hatte das Clara gemeint? Mittins Gedanken flossen in einer müden Stetigkeit dahin, wie sie vor dem Einschlafen fließen, wenn sie anfangen, Träume zu werden.

Aus: Bergers Mord (Erstes Kapitel)

Das Maienblümlein

Seinem tränenverhangenen Blick wäre ein von Herrn Doktor Merzdorf handgeschriebenes oktavgroßes Blatt, welches auf dem aufgeschlagenen alten Folioband lag, entgangen, hätten nicht wir – auch hier im Eifer für unsere Forschung – an das überstehende Blatt gerührt, so dass Berger aufmerkte. Kurz mussten wir zurückzucken, als Berger, der auf die besondere Bedeutung Merzdorf'scher Notizen eingestimmt war, mit seiner Rechten vorstieß, um das Blatt an sich zu reißen. Gab es da weitere Notizen dieser verderblichen Art? Weitere Titel aus dem Hagen'schen Teufelspakt? Sein Blick heftete sich auf den kleinbuchstabigen Text, der sich mit »*ad Cap. 88*« offenbar auf die aufgeschlagenen Seiten des schweren Bandes bezog. Irgendetwas Lateinisches nahmen Bergers Augen wahr und hielten in mechanischem Gleiten von Zeile zu Zeile der Merzdorf'schen Handschrift erst an, als sie auf das Deutsche »also nur mit größter Vorsicht!« stießen. Er besah sich die Illustration des Foliobandes, die in einem feinen Holzschnitt eine Berger gut vertraute Pflanze zeigte, mit der Bezeichnung »Ephemerum non letale« zur Linken und »Mayenblümle« zur Rechten des Stängels. *(Nun einmal Bibliothekar aus höchster Leidenschaft, war M. auf den gefährlichen Einfall gekommen, seinen gelegentlichen Atemnöten und Kältezuständen auf dem Wege des Buchwissens und der Selbstmedikamentierung abzuhelpfen.)*

Wir konnten beobachten, wie augenblicklich an dieser Stelle Bergers witternde Instinkte seinen Geist aufweckten. Von der einen auf die andere Sekunde brachten sie ihn in einen hellwachen Zustand zurück und es stieß in sein Gedächtnis vor, was seine Frau, die im »Kruuthoff, also Kräutergarten, am Südhang hinter dem Hause allerlei Heilkräuter zog, über jene Pflanze einmal bemerkt hatte:

Wie er hinter ihr stand, als sie sich zum Schneiden dieser hübschen Blume gebückt hatte, hatte sie in bösem Tonfall eine Äußerung vor ihn geworfen, die er zuerst auf sich bezogen hatte: »En Düwelskruut is dat!«

Ohne Verzug durchschoss Berger ein flüchtiger, aber klarer Gedanke – der erste klare Gedanke seit der bösen Entdeckung dieser sieben Zettel. Ihm stand die Abbildung jener bekannten Pflanze im geweckten Auge, es klang das eben Gelesene in seinem Kopfe, als ihn eine starke Unruhe überkam. Keine ihn drückende wie die gerade durchlittene, sondern eine seltsam belebende Spannung, eine Erregung, die seine Kräfte derart aufrief, dass man seine Gestalt sich recken sah.

Nicht eine Spur von Erschrecken durchlassend, nährten Bergers Instinkte diesen ungeheuerlichen Gedanken und trieben ihn wie eine gejagte Maus vors rettende Loch. Und noch einmal fuhren seine Augen über das von Merzdorf Exzerpierte.

Berger, gerade eben noch weit entfernt von allen Voraussetzungen zusammenhängender Geistesarbeit und ohne eine Hoffnung im Netz des Schicksals zappelnd, hatte sich vom einen auf den anderen Augenblick auf die erstaunlichste Weise stabilisiert. Seine Nerven, kaum dem Zusammenbruch entgangen, strafften sich, waren gespannt wie eine Bogensehne, und hielten sich für diese einfache und zugleich schreckliche Idee dienstbereit. Sein Geist, vor Minuten noch keiner Schlussfolgerung fähig, zog dieselbe nun auf die unempfindlichste, technische Weise und wandte ohne Umschweife und kalt alle Aufmerksamkeit der einen Sache zu, die ihm später wie vom Schicksal hingeschoben vorkommen sollte.

Auf dem Blatt fand er mehrmals, einmal unterstrichen, das lateinische Wort »letale«, das auch der Abbildung der Blume hinzugefügt war. Er vermochte aber weder damit noch mit den von Merzdorf exzerpierten Ausdrücken wie »quod vix letale est«, »nempe nequaquam interficiente«,

»parva enim ei vis mortifera inest« oder »recentiores roborare cor ... traducunt«, noch mit dem abgesetzten und offenbar von Doktor Merzdorfs selbst als Kommentar hinzugesetzten »videlicet letale est ut dixit Senckenberg!« und »quippe letale!« etwas anzufangen. (Berger hatte nur die hiesige Volksschule und zwar beim beliebten Stadtschullehrer Wieke besucht und die lateinische Sprache war ihm immer das Signum einer gänzlich von ihm geschiedenen Menschengattung gewesen.)

Berger wusste sich jedoch zu helfen. Und es machte sich nun die feine Aufmerksamkeit bezahlt, die er jeweils beim Ordnungschaffen im Geschäftszimmer bewiesen hatte, wenn er Bücher nach ihrer Signatur in den Bücherschrank zurückzustellen hatte. So war ihm nicht entgangen, dass Doktor Merzdorf hinter sich in greifbarer Nähe einen Handapparat von Nachschlagewerken aufgebaut hatte, aus denen Berger nun das geeignete lateinische Wörterbuch hervorsuchte. Der schwere Band, der den Buchstaben »L« einschloss, war daher leicht aufgefunden. (*Ausführliches Lateinisch-Deutsches Handwörterbuch ... unter Berücksichtigung der besten Hilfsmittel ausgearbeitet von Dr. K. E. Georges ... zweiter Band K-Z. Sechste fast gänzlich umgearbeitete und sehr vermehrte Auflage. Leipzig ... 1869.*) Bergrers rechter Zeigefinger, nun ganz nüchtern auf seine Aufgabe verwiesen und ohne Zittern ausgestreckt, fuhr auf den Seiten des Wörterbuches von oben nach unten, bis er fündig wurde – nach Wörtern wie »lepus« (Spalte 792 I. der Hase – appellat. v. feigen Menschen ... II. übtr.: lepus marinus, der Meerhase, ein Thier, woraus die Alten ein Gift zubereiteten ...) und »Lestrygones« (Spalte 80: s. Laestrygones, Spalte 21: ... eine Völkerschaft Siciliens ... der Sage nach Menschenfresser).

Da stand das von Doktor Merzdorf unterstrichene Adjektiv »letalis«!

Noch bevor er aber aus dem Gewirr der fremdsprachigen Einzelworte und gelehrten Abkürzungen (*s. o.*) die deutsche Bedeutung herauslesen konnte, kamen wiederum aus dem Treppenhaus Tritte, die ihn aufschreckten und in Panik das unhandliche Handwörterbuch zuschlagen ließen, um in sein Vorzimmer zurückzueilen. Auf halbem Wege allerdings hielt er inne, warf sich in dem Gedanken, Doktor Merzdorf selbst könne ja der Besucher sein, herum, lief hinter den Schreibtisch zurück, griff hastig nach dem Wörterbuch, stellte es in den Handapparat zurück und dachte sogar an das von Doktor Merzdorf kommentierte Exzerpt, welches er exakt wie vorher auf den aufgeschlagenen Folioband legte. Da er den Ankommenden bereits die Türklinke der Glastür herunterdrücken hörte, wandte er sich, den geschicktesten Gedanken fassend, auf dem kürzesten Weg zu den Fenstern und stellte sich davor wie in der Absicht, diese öffnen bzw. schließen zu wollen. Den Griff des Fensterflügels betätigte er lauter als nötig und drehte sich erst, als er angesprochen wurde.

Im Raume stand der, dessen Besuch auf der Bibliothek meist ärgerlich ausfiel und seine wie auch Doktor Merzdorfs Stimmung nachhaltig zu verschlechtern pflegte, nämlich der Archivregistrator Bamberger, wie immer übers Korrekte hinaus gekleidet. (*Wir fanden den Mann wirklich ein bisschen laut gekleidet ... In seiner Umgebung konnte man – nicht er – das geflügelte Wort hören: »He is all Dag up sin Sonndag.«*) Hinter ihm lugte mit entschuldigendem Gesichtsausdruck der Hausknecht Kreyenbrock und seine Gestalt ragte gerade und lang über den kleinen Bamberger. Der Archivregistrator sah auf Berger wie auf einen Stuhl, der nicht am Platze stand. Sein Holzkaspergesicht mit dieser halbmondförmigen Nase und der Nussknackerkinnlade schien gegen den armen Berger vorrücken zu wollen:

»Ist der Doktor Merzdorf im Hause?«

Der Schnurrbart des Mannes hob sich unter der pomadierten Frisur.

»Nein, Herr Bamberger. Er schrieb, auf ein bis zwei Tage sei er dringend fort.«

Die Pause, die durch Bambergers Vorstoß ins Leere entstand, da er ja den nicht antraf, dem er die Kälte und Feuchtigkeit ankreiden wollte, nutzte Berger, sich in die Mitte des Raumes zu bewegen. Seine Konzentration über dem Wörterbuch war durch Bambergers Besuch in eine schmerzhafteste Verkrampfung umgeschlagen, so dass er sich bewegen musste. Gleichzeitig war der Eindringling vom Merzdorfschen Schreibtisch fortzulocken, stand doch zu fürchten, Bamberger könne seine dort jäh unterbrochene Tätigkeit instinkthaft erahnen oder der Schreibtisch wie in einem Märchen Bergers heimliche Gedanken ausplaudern.

»Wenn man den Doktor braucht! Die Öfen ziehen nicht, Berger, und da ist Ihr Herr Doktor nicht da! Wann soll denn endlich was geschehen in Sachen Heizung? Nun?«

(Der Herr Archivregistrator Bamberger soll übrigens seinem Untergebenen, dem Herrn Archivkopiisten Maiermann gegenüber von sich gegeben haben, er, Bamberger, sei hier in dem gesamten Gebäude der Löffel im Brei, ohne dessen Rührigkeit alles anbrenne ...)

Bambergers lippenloser, schurrbartbeschwerter Mund wurde zu einem Strich. In Berger griff der kneifende Schmerz um sich und kroch langsam den Rücken empor. Unser Hilfsschreiber bewegte sich, der Beschwerde des Archivregistrators mit keiner Antwort achtend, einige Meter weiter, in höchster Nervosität, versteht sich, so dass auch wir, durchaus erpicht auf einen weiteren Fortgang von Bergers »letalen« Überlegungen, ein wenig nervös wurden und an Kreyenbrock und Bamberger vorbei in Richtung Bibliothekssaal wichen, um mehr freie Luft zu haben. Bamberger folgte Berger, dem ja einzig möglichen Objekt seiner hochtönenden Schelte *(der Herr Archivregistrator*

hatte eine auffallend hohe Stimme, die sein Auftreten angesichts seiner nur subalternen Stellung und geringen Körpergröße zu karikieren schien), und es folgte der alte Kreyenbrock, jetzt in geduckter Haltung.

»Berger! Sie versprechen mir, dass Sie Ihren Doktor herunterschicken zu mir ins Archiv. So geht das nicht! Auf mich alleine hören die Herren vom Ministerium ja nicht. Ihr Herr Doktor muss sich endlich bequemen, eine Eingabe mitzutragen. Das können Sie ihm schon sagen! Mein Papier zerfällt mir vor Feuchtigkeit und da soll ich passiv bleiben?«

(Der Herr Registrator empfand die Archivakten als »seine«, da sein Vorgesetzter nicht eigentlich ein Archivar, sondern in Ermangelung einer Fachkraft ein fachfremder Ministerialrat war.)

Der Hilfsschreiber, der mit seinen Leibschmerzen einen immer heftiger werdenden Groll in sich aufsteigen spürte gegen diesen Bamberger, der ihm die feste Anstellung und den Titel voraus hatte und sich hier auf der Bibliothek als Vorgesetzter gerierte, nickte diesmal kurz. Sich selbst empfand er, sah er den Archivregistrator, in der Tat als unterlegen, als ungebildet und nicht auf der Höhe der städtischen Zeit. Denn wie sollte ein Mensch sich stellen zu einem Manne, der aus dem Süden kommend weit mehr von der Welt gesehen hatte als er und den man im Sommer mir Canotier und tournürter Gattin unterm Arm lustwandeln sah? *(Die Fassung der Bamberg'schen Garderobe differierte nur um ein halbes Jahr von Berlin und nur um eines von Paris! Bergers Familie dagegen hatte wie das allgemeine Volk hier überhaupt eine Vorliebe für grobes Leinen – bei einer Abscheu vor dem feineren Baumwollgewebe –, und das Wechseln der Unterwäsche, die allerdings allgemein in gutem Zustand war, geschah nur des Sonntags.)* Da mochte man, wo die eigene Frau sich zu Hause abarbeitete, noch so sehr über »Kreissäge« und »Pariser Hintern« herfallen und sich so schadlos zu halten versuchen!

Berger kam nun unter dem wartenden, bösen Blick Bambergers nicht umhin zu antworten. Er holte ordentlich Luft und sagte unter Mühen seines Leibes:

»Ich werde es ausrichten, Herr Bamberger.«

Worauf der sich endlich zum Gehen wandte, nicht ohne vorher noch einen gestoßenen Schnaufer und einen ähnlich gemeinten Blick auf Berger geworfen zu haben – und nach einer unwirschen Drehung auch zu Kreyenbrock hinauf. Er schlug die Glastür hinter sich laut und so hastig zu, dass der alte Hausknecht, der ihm auf dem Fuße folgen wollte, beinahe getroffen worden wäre.

Der Fortgang der beiden bedeutete für Berger das Ende seiner körperlichen Tortur und endlich glaubte er seiner Erleichterung freien Lauf lassen zu können – wir wichen vorsorglich einige weitere Meter in Richtung Bibliothekssaal –, doch da drehte sich Kreyenbrock, noch unterm Türrahmen stehend und schuldbewusst einen Zahn auf die Unterlippe stellend, zu Berger:

»Ik will tovoeren in de Oefken unnen püüstern. Awer bi de scheven Wind, dar kann ik ook nich hexen.«

Berger nickte und versuchte bei allem Ärger nachsichtig auszusehen. Überhaupt fühlte er sich auf der Bibliothek dem alten Hausknecht gegenüber obenauf und sicher. Kaum aber war Kreyenbrock, den einzigen Schürhaken im ganzen Gebäude in der Hand, mit leisem Türschließen hinausgeschlichen (*dessen 7 2/3 Dienstjahre beim Militär hatten sich gehörig durchgesetzt*), eilte Berger wieder an den Vorgesetztenschreibtisch, zog erneut das Handwörterbuch II. Band heraus und setzte sich mit halbem Gesäß davor, um erneut den Buchstaben »L« aufzuschlagen und die Vokabel »letale« in ihrem deutschen Äquivalent zu finden. Sein Herz klopfte derart, dass seine Hände während dieses zweiten Versuchs wieder zu zittern begannen und es ihm diesmal selbst auffiel.

Was er da über seinem Zeigefinger fand, ließ ihn aufatmen und Entspannung in seinen Körper einkehren. Seine

Ohnmacht wich einer neuen Sicherheit und verwandelte sich unmerklich in ein eigenartiges Gefühl der Macht. Unter seinem dicken Überrock in den Vorgesetzten dienststuhl zurückfallend, las er, das Wörterbuch auf dem Schoße schräg gegen den Schreibtisch gelehnt: »letalis, e (letum), tödlich ... letalia, ium, n. tödliche Mittel ...« (*Ausführliches Lateinisch-Deutsches Handwörterbuch. Zweiter Band K-Z. Spalte 80*).

Die Leichenrede (Viertes Kapitel)

Aus der in schlichter Form gedachten Beerdigung Merzdorfs war durch die Anteilnahme der bürgerlichen Bevölkerung ein wahrhafter Leichenpomp erwachsen, trotz des niedrigen Himmels, der den heraufkommenden Tag erstickte. Die Beliebtheit wie der Bekanntheitsgrad des Oberbibliothekars Dr. Merzdorf waren augenfällig. Und schon das trostreiche Requiem in der Lamberti-Kirche hatte den Hilfschreiber Berger allerhand über die Ursache dieser Feierlichkeit vergessen lassen – zumal er wegen des Fehlens der kranken Witwe doch ein bevorzugtes Objekt der Beileidsbekundungen und Befragungen war!

Die gleichzeitigen und dreifachen Krankheitsfälle der Merzdorfschen Familie waren naturgemäß das erste Thema einer kleinen Gesellschaft, welche sich gemessenen Schritts und in ruhiger Wechselrede am Großherzoglichen Palais vorbei auf dem Weg zur Bibliothek befand. In der hinteren Reihe dieser Gruppe in dunklen Mänteln und Überwürfen ging der alte Hausknecht Kreyenbrock, der die anderen – wiewohl ohne Kopfbedeckung – um Haupteslänge überragte und jetzt zum wiederholten Male vor sich hin murmelte:

»He hett van Slag kreegen un sick innerliken Tormin darto smecten.«

Neben ihm schritt im modischen Paletot mit Samtkragen der kurzgewachsene Archivregistrator Bamberger, der sich mit der einsilbigen Begleitung dieses alten Knechtes zu begnügen hatte, wie sehr er auch versuchte, sich in die vordere Reihe einzudrängeln – nicht anders als wir selbst, die wir dem Leser ja für jedes Wort verantwortlich sind. Es hörte sich an wie zum allerletzten Male, als Bamberger den Alten aufklärte:

»Ich bitte Sie, Kreyenbrock, der Herr Doktor war wirklich herzkrank und das war die Ursache und das hat der Militärarzt Willers klar genug bescheinigt. Von Ihrem Schlagfluss oder diesem innerlichen, unsichtbaren Tormin, was immer das sein soll, kann keine Rede sein, guter Mann!«
(»Tormin« oder »Tramin«, abzuleiten vom lateinischen »tormina«, was Leibschmerzen, Koliken und Krämpfe bezeichnet, wurde vom gemeinen Volk gern hinzudiagnostiziert, da man sich ungern mit einer einzigen Todesursache zufrieden gab.)

Dieser Wortwechsel hatte unseren Bibliothekshilfsschreiber, der in der vorderen Reihe und immerhin in der Mitte zwischen dem Pastor Roth und dem Oberbaudirektor a. D. Lasius ging, vom Gespräch über die Schlichtheit des Begräbnisses abgezogen, das angesichts der weiteren Krankheitsfälle in der Merzdorfschen Familie nur zu verständlich sei. Kurz und mit einem Ruck hatte er den Kopf nach hinten geworfen, um sich gleich wieder dem wortreicheren Gespräch der ersten Reihe zuzuwenden. Durch Einwürfe wie: »Das können Sie doch bestätigen, Herr Berger!«, oder: »Glauben Sie nicht auch, Herr Berger?«, oder: »... was Sie, Herr Berger, noch am ehesten wissen müssen!« konnte er sich immerhin als gewichtiger Teil dieses Gedankenaustausches empfinden, der sich nunmehr auf den Leichenkondukt selbst und den kurzen Café danach bezog.

Nur begann der alte Lasius nun leider, unseren Berger mit seiner Art der Kopfdrehung von unten nach oben, die

vorzüglich in seine, Bergers Richtung ging, zu verdrießen und mit solcher Art Forscherblick die hübsche Unbeschwertheit seines Tagesgefühls – irgendwie – zu beeinträchtigen.

Gerade kam der Herr Pastor, der den kirchlichen Teil mit gerundeten Worten, breiten Gesten und ausgesuchter Musik gestaltet hatte, darauf zu sprechen, dass nicht einmal die vier Orden und Ehrenzeichen des Dahingegangenen mitgeführt worden waren (*1857 hiesiges Ehrenzeichen Erster Klasse mit goldener Krone, 1859 Griechischer Erlöser-Orden, 1860 Guelfen-Orden Vierter Klasse des Königs von Hannover, 1872 Ritter des Sächsischen Abrechtsordens*), als vom Gymnasium her, ein dünnes Buch an die Hüfte gedrückt und ebenfalls in Schwarz, da er ja immerhin Nachbar des Verstorbenen gewesen war, der Sechste zu der kleinen Gruppe stieß, um sich ihr auf dem Wege zur Bibliothek anzuschließen. Gymnasialprofessor Hagen reihe sich neben den Archivregistrator Bamberger ein, um gleich in seiner Art wortreich kundzutun, warum er ebenfalls der Bibliothek zustrebte: Das von Herrn Dr. Merzdorf angemahnte Büchlein war tatsächlich versehentlich bei ihm liegengeblieben und sollte nun unbedingt noch am heutigen Tag zurückgehen – quasi als ein letzter Gruß an den tüchtigen Bibliotheksleiter. (*Wir zitieren übrigens mit Grund in Paraphrase: Hagens Redefähigkeit hatte in einem Zeugnis aus dem Jahre 1833 folgende ungünstige Beurteilung erfahren: »Zu wünschen wäre ein fließenderer Vortrag«, die Einschlebung gewisser Flicksilben mache seine Rede weniger angenehm ...*)

Das Auftauchen Hagens mischte für Berger einen noch unangenehmeren Geschmack in die Unterhaltung. Er empfand auch den Mann, wie er so hinter ihm drängte, als äußerst lästig und als einen über seinem Kopf schwankenden, an den Mittwoch mahnenden Schatten. Und der weitere Gang zur Bibliothek gestaltete sich für ihn noch

zwiespältiger, als er daran dachte, wie das alte Geschäftsverhältnis zwischen ihnen beiden beendet werden könnte – falls es beendet werden sollte. In den letzten drei Tagen, seit noch am Todestag die Todesursache so eindeutig geklärt worden war, hatte Berger in einer Art heimlicher Heiterkeit gelebt und diese Seite, die quasi geschäftliche und höchst ursächliche Seite der Angelegenheit, war ihm gar nicht eingefallen.

Doch beunruhigte ihn diese Hilflosigkeit nur einige Augenblicke, sie fiel beim nächsten Straßenwechsel von ihm ab. Ebenso wie er sich an den Hundeblick des alten Lasius gewöhnte, so dass nur eigentlich eine seichte Trübung seiner heiteren Stimmung übrig blieb.

Gerade begann der Gymnasialprofessor Hagen, über die Schultern der vorderen Reihe ganz ungefragt eine Schilderung seines letzten Besuches auf der Bibliothek zu werfen und sich damit wichtig zu machen. Mit seiner spitzen Stimme und mit allzu vielen »doch«, »wohl«, »gerade« und »gar« betonte er nicht nur, dass er der letzte Besucher gewesen, sondern dass ihm tatsächlich auch das über alle Maßen elende Aussehen des Doktors aufgefallen sei. Mitten im Gehen zuckte Berger, stockte und seine schmalen Schultern zogen sich im Nacken unwillkürlich zusammen, als erwartete er jeden Augenblick die Frage, ob denn ihm, Berger, dieser Zustand seines Vorgesetzten nicht ebenfalls aufgefallen sei.

Berger legte sich gleich eine Antwort zurecht, die er ungehört abzuliefern gedachte und die darauf hinausgehen sollte, dass die bekanntermaßen übermäßige Beanspruchung an seinem Arbeitsplatz ihm nicht anders als dem Hausknecht, der in der Tat – wegen seiner betagten Augen – bis auf die kalten Füße des Verblichenen nichts bemerkt hatte, solches gar nicht zugelassen habe. In die Antwort gedachte er den Klang eines Selbstvorwurfs einzumischen und übte den entsprechenden Tonfall gewisserma-

ßen stimm- und lippenlos ein. Doch es fragte ihn niemand danach, und die Gesellschaft erreichte unter manchem Einhalt und weiterem Lob des Verstorbenen – nach dem üblichen Gebot der Höflichkeit des »de mortuis nihil nisi bene« – den Bibliotheksvorplatz. Hier verabschiedete sich der Archivregistrator Bamberger unter übertriebenem Lüften seines Seidenzylinders, hinterdreinschiebend, der neue Hausherr möge ebenso tüchtig und umsichtig sein wie der eben zu Grabe Getragene. Diesen Wunsch ungetrübt aufgreifend straffte der Oberbaudirektor a. D. Lasius seine Stimme, zog die Brauen über seinen Augen zusammen und deutete auf Berger:

»In den nächsten Wochen wird sich wohl der Herr Berger um die Geschäfte auf dem Lokal kümmern müssen. Er hat ja reiche Erfahrung damit, so dass Ihr Wunsch fürs Erste ganz erfüllt ist. Und schließlich können Sie sich auch an mich wenden, wenn es etwas wirklich Unaufschiebbares geben sollte.«

Damit wandte man sich dem Eingang zu, an dessen Tür sich Kreyenbrock bereits zu schaffen gemacht hatte. Bergers Blick war auf den niedergetretenen Pfahl der Vorgartenumzäunung gefallen, der ihm in den letzten beiden Tagen nicht im Mindesten mehr aufgefallen war. Jetzt war ihm, wie wenn der Pfahl einen Schlagschatten auf ihn würfe, doch wusste er nichts mehr mit diesem Gefühl anzufangen ... Er wischte sich über das Kinn, als wollte er eine Fliege fortfeigen, und schritt würdig und unter leichtem Strecken seiner Gestalt als letzter ins Gebäude.

Es war kurz nach zehn Uhr, wie der Pastor Roth im Vestibül auf seine Taschenuhr zeigend mitteilte und was andeuten sollte, dass selbst an diesem traurigen Tag die Pünktlichkeit des Dienstes nicht litt. Schweigend wie im Gefühl, ins Heiligtum der Merzdorfschen Hinterlassenschaft einzudringen, stieg die Gruppe hinter Berger, der vorausgeeilt war und seine soeben verliehene Hausherren-

rolle stark empfand, die Treppen empor und betrat respektvoll mit den Hüten in der Hand das Bibliothekslokal. Wie aus Andacht blieb man hinter der Glastür stehen, in Wahrheit jedoch war man unsicher geworden. Berger war überfordert, wohin die Gruppe, nachdem er sie quasi als eine geladene Gesellschaft hinaufgeführt hatte, zu bitten war. Während also alle Fünf vor sich hin standen und sich stumm umsahen, obwohl ein jeder mit seinem Gang hierher einen simplen praktischen Zweck verbunden hatte, trat erlösend der alte Lasius in seinem knitterfaltigen Mantel hervor. Er griff die unerwartet entstandene halbe Stimmung beim Schopfe, um dieselbe mit dem feierlichsten Timbre seiner Stimme zu steigern.

»Dieses also war die Stätte, in welcher der Herr Oberbibliothekar Doktor Theodor Merzdorf seit dem Tage des Bezugs dieses Gebäudes wirkte und täglich seine Pflicht tat. Ohne jede Übertreibung kann gesagt werden, dass kein Buch, kein Stück Papier und kein Strich auf demselben sich hier befand, dessen Platz und Sinn dem seligen Mann verborgen war. Man muss diesen Mann bewundern!«

(Der Verstorbene übrigens ist im Verstorbenenregister des hiesigen Kirchspiels unter der No. 105 d. J. mit dem erreichten Alter von 64 Jahren, 6 Monaten, 26 Tagen aufgeführt.)

Der alte Oberbaudirektor a. D. hatte seine Stimme wie zu einem Ausruf erhoben, sie jedoch rasch wieder gesenkt, um dem traurigen Anlass angemessener fortzufahren.

»Von Beginn an war er die Seele des Instituts und in der Tat steht sehr zu wünschen, dass wir in seiner Nachfolge jemanden finden werden, der wenigstens zur Hälfte dieses Erbe auszufüllen in der Lage ist.« – *(Es zeugt von besonderer Symbolik, dass Merzdorf als letzte Amtshandlung das Buch zur Entleihung gab, das sein Nachfolger im Amt, nämlich August Lüben besorgt hatte, jetzt noch Kollaborator des Gymnasiums an der Mühlenstraße, so dass dieser letzte Geschäfts-*

gang Merzdorfs im Nachhinein wie eine symbolische Übergabe gedeutet werden kann.) – »Dabei ist gar nicht auszu-denken, was der Mann wissenschaftlich geleistet hat; denn indem er nicht nur ein fleißiger, begnadeter Bibliothekar, sondern darüber hinaus ein fruchtbarer Wissenschaftler war, veröffentlichte er zum Exempel Quellen zur deut-schen Literatur, Aufsätze zum Buchwesen und zur Biblio-thek, zur Münzkunde, als deren exzellenter Kenner er sel-ber nach seinen Verhältnissen und ohne Prunk sammelte ..., zur Freimaurerbewegung, deren hervorragender Re-präsentant und Förderer hier und im ganzen Norden des Reiches er war, und – also Aufsätze zu unserer Stadt und dem Großherzogtume.«

Hier setzte des Oberbaudirektors a. D. unvermittelt ange-setzte Laudatio an die vier Personen aus, die das alles ja wussten, eigentlich zu einem anderen Zweck hierhergeeilt waren und sich nun mit einer gewissen Ungeduld in diese Lage hineinfanden. Pastor Roth hatte mehrere Male un-höflich auf seine Taschenuhr gesehen. Und Berger hätte natürlich auch zu gerne und Charakter Merzdorfs, Über-treibungen, ja gar Fehlerhaftes enthielt. Aber der Redner, nun in Schwung, zog die kleine Runde mit gewichtigem Schritt ins Geschäftszimmer und zeigte damit eine nur kurze Unterbrechung seines Redeflusses an. Und kaum war der Letzte, der alte Hausknecht, durch die Tür getre-ten, hob Lasius, schräg dastehend und den Mantel hinter den Rücken geschlagen, von neuem an, fuhr in ausladen-der Geste durch den Raum und lenkte den Blick auf den Schreibtisch Merzdorfs:

»Hier also hat er gesessen. Hier hat er weit mehr als seine Pflicht getan, worin ich auch mit begreife, welche Person er mit seinem weiten Herzen ...« – an dieser Stelle stockte denn doch des Redners Rede – »... gewesen war, was unser Herr Berger wohl am ehesten wird ermessen können, was aber auch aus dem nicht allein untadeligen, sondern auch wärmsten Rufe ersehen werden mag, welchen der Herr

Doktor unter seinen Logenbrüdern von hier bis Hannover, von Hamburg bis Leipzig, seiner Heimatstadt, und Stuttgart, von Kopenhagen bis in die neue Welt nach New York sogar ...!« – die zarte Stimme des Oberbaudirektors a. D. drohte in ein Pfeifen umzuschlagen, fing sich aber wieder, um den Satz unaufgeregter zu beschließen – »... genoss. Unermüdlich focht er für eine weit gefasste Toleranz seiner Brüder in Religionssachen und für einen demokratischen und unabhängigen Bau der Logen, und manch ein dahin wirkender Brief mag hier ersonnen und beendet worden sein. Sogar der Prinz der Niederlande widmete ihm eine Silbermedaille, woraus wir ersehen mögen, welche Achtung dem Dahingeschiedenen von allen Ständen und Stämmen entgegen ..., also gegen ihn, ... ihm entgegengebracht wurde.«

Der Papierkorb

Während seiner Rede blickte Lasius immer wieder auf Berger, als erwartete er eine besondere Reaktion auf seine warmen Worte, doch mochte Berger gar nicht darauf reagieren. Wusste auch wohl nicht, wie.

Jedenfalls brach an dieser Stelle die Rede mit einem Mal ab, sei es, weil der alte Herr seine Lippen erschöpft hatte oder weil er seine extemporierte Laudatio für abgerundet hielt. Ja, sie brach zusammen. Unter dem unfreiwilligen Publikum, das sich flüchtig ansah, entstand eine gewisse Ratlosigkeit, während sich Lasius ungerührt hinter den Schreibtisch begab und sich über dessen Auslagen beugte. Nur der alte Kreyenbrock bemerkte:

»Wenn Tied und Stunn daher is, mot wie all dran.«

Womit er der sichersten Weisheit der Menschheit die Ehre erwiesen hatte. Er schlurfte wie selbstverständlich zum Ofen, um demselben mit dem Schürhaken in den schwarzen Leib zu fahren und Vorbereitungen für eine

Anfeuerung zu treffen. Das ermunterte denn auch die anderen, die noch gewartet hatten, ob Lasius seinen Faden wiederfände, aus der lästigen Lage zu entweichen.

Aus: Schwedings Handhabung der Wolken (Erstes Kapitel)

...

An einen solchen Ostervormittag muss nun erinnert werden, der – eine Woche vor Schwedings Übergang zur Realschule – in besonderer Heiterkeit ablief. Denn es war ein Sonnenostersonntag, einer der ersten wirklichen Frühjahrsvormittage des Jahres, hemdsärmelig warm. Und goldgelb erschienen Herrenhaus, Hof und Scheunen. An diesem Tag wurde zwischen Vater und Sohn ein besonderes Gespräch geführt. Und zwar in genau der oben beschriebenen verquirlten Festphase, die eigentlich denkbar ungeeignet war für das folgende Gespräch zwischen den beiden. Unversehens waren sie an den Rand des Familienhaufens gedrückt worden, herausgedrückt wie ein Rest der Blutwurst beim Blutwurstmachen. So dass sie sich plötzlich an einer abgefressenen Tafel, welche hier aus Bierzeltischen und -bänken bestand, gegenüberstehend wiederfanden.

Allein und befremdet empfanden sie sich, denn sie waren sich fremd und die Umstände fremdartig. Und sie hatten das deutliche Gefühl, auf die anderen befremdlich zu wirken. Denn Schweding und sein Vater, sie hatten selten einmal ein wesentliches Gespräch miteinander geführt. Sein Vater war ständig geschäftig, und es fühlte sich Tante Elli allein für die Seelen- und Mündlichkeitsseite zuständig. So jedenfalls die Erklärung nach außen und innen. Doch in Wahrheit hatte der Vater seinen Sohn gemieden. Es verspürte der Vater eine Art Angst vor seinem erst zehnjährigen Sohn. Und diese war aus dem undeutlichen Gefühl erwachsen, dass sein Sohn ihm näher war, als ihm lieb sein konnte. Johannes Schweding fürchtete, sein Sohn könne im tieferen Sinne des Wortes ein ihm Verwandter

sein, sein Erbe oder vielleicht angesteckt werden mit seinem Lebensschicksal. Und wenn er mit seinem Sohn zusammenkam, forschte er ihn ängstlich nach solchen Zügen aus.

Heute also hatte sie eine Laune dieses goldgelben Ostermorgens einander gegenübergesetzt. Der Sohn mit einem halbgefüllten Osterkörbchen, das eigentlich ein mit Holzwole ausgestopfter Weißblechnapf war. Der Vater mit einem geleerten Pilsglas zwischen den nervösen Fingern. Zwischen ihnen farbige Eierschalenreste, Eierlöffel, silbern, sauber abgeleckte und dotterige, Kakao- und Kaffeetassen und Kaffeuntertassen mit dunkelbraunen Rändern, Pfützen und Trinkspuren, marmeladige Teller, Körbe mit Scheiben von selbstgebackenem Stuten, Platten mit dickem Schinken und starker Wurst und dergleichen Zeug mehr einer beendeten bäuerlichen Osterfrühstückerei. Und zwischen ihnen ein Schweigen, das sich hinzog wie auf dem Tisch die Kaffeepfütze, die der Vater mit dem Nagel seines kleinen Fingers verlängerte und verlängerte. Bis er anfang,

»Ein schönes Nest. Alles selber gesucht?«

»Ja. Aber nicht viel. Die andern haben mehr.«

»Warum?«

»Die schubsen mich weg und sind schneller.«

Der Vater versuchte ein Lächeln und sah sich um. In seinen Augen fand sich eine einzige Scham angesichts ihrer offenbaren beiderseitigen Ausgrenzung, die der Sohn jedoch eher als bevorzugte Zweisamkeit begriff – ähnlich den Gemini-Astronauten, die in diesen Tagen die Phantasie der Leute in Bewegung hielten.

»Ja, manche schubsen einen immer raus. Wie bei Menschengeredichnich! So ist das. – Schmecken die Eier denn?«

»Weiß ich nicht. Ich hab noch keine probiert. Schmecken wohl wie immer.«

»Gib mal eins!«

Der Sohn reichte seinem Vater eines dieser kleinen, klebrigen Zuckereier hinüber, die in der Mitte mit Zuckerwässrigkeit gefüllt waren. Und die er nicht besonders mochte. Auf die er aber zurückgeworfen war, da für Schokoladeneier und anderes Osternaschwerk seine Vettern und Basen robuster waren. Und er nahm selbst eins, denn er spürte einen Luftzug von Freundschaftlichkeit. Nach und nach aßen sie alle Zuckereier auf, knackend und knirschend, als hätten sie Sand in den Zähnen.

»Du musst nur aufpassen, dass du immer drin bleibst.«

»Was?«

»Du musst immer im Haufen drinbleiben. Unter deinen Cousins und Cousinen zum Beispiel. Du musst zum Beispiel immer die Sachen machen, die die machen. Das ist immer am besten.«

»Das will ich aber nich. Die machen Sachen, die mich nich interessieren.«

»Aber ein bisschen musst du es versuchen. Man darf sich nich absondern im Leben. Immer sein wie die anderen. Das macht einen sicher, wenn man dazugehört.«

»Mir macht das nichts aus, das mit die Eier, Papa.«

»Aber sonst, im Leben, da wird es dir mal was ausmachen. Du darfst dich nich so gehen lassen. Wenn du nur im Haus bist oder im Busch in die Luft guckst mit dieser Rothaarigen, das ist nicht gut auf die Dauer. Spiel mal Fußball mit die andern Jungs oder Kicker oder Ijsklut oder geh mal schwimmen, wenn es jetzt warm wird!«

»Ach nee, Papa. Ich hab keine Lust.«

Es war zu erkennen, wie der Gesichtsausdruck des Vaters verunglückte, er schaute furchtbar traurig drein. Denn es kam ihm wieder der Verdacht, dass sein Sohn ganz in seine Linie schlug, dass sozusagen der Apfel unweit seines Stammes aufgeschlagen war. Wie immer hilflos ertrug er diesen Verdacht, so dass er nicht böse wurde, den Sohn trotz des quasi ex cathedra ergangenen Unauffälligkeits-

dogmas keine Mores lehrte, seinen pädagogischen Zeigefinger nicht zückte und nicht zu starken Worten griff. Vielmehr beugte er sich über den restbestandenen Tisch, als wollte er seinem Sohn ein Geheimnis anvertrauen, und sagte:

»Dann musst du wenigstens ab und zu so tun, als ob du Lust hättest. Es ist gar nicht so schlecht, so zu tun, als wärest du mit den anderen einig. Und diese Wolkenguckerei nicht so machen, dass es alle mitkriegen. Unauffälligkeit! Verstehst du?«

»Ja. Ist sonnenklar.«

Er zwinkerte seinem Sohn, der geglaubt hatte, solch eine stärkere Antwort und Zusicherung sei jetzt am Platze, verstohlen zu, da er annahm, er hätte begriffen, und er sei seiner väterlichen Sorge damit enthoben. Mit beiden Händen auf den Tisch gestützt, stand er auf und stand eingeknickt da, ja Schweding kam es vor, als hätte sich der Vaterleib in der Mitte wie ein Krawattenknoten zusammengezogen, er stand also eingeklemmt zwischen Bank und Tisch da und stieg ungelentk heraus aus der Enge dieser Bierzeltbestuhlung. Er drehte sich um das Kopfende, beugte sich noch einmal zu seinem Sohn herunter, der vor seinem geleerten Osternest aus Weißblech saß, und griff ihm väterlich auf die Schulter, wobei er leise und mit den Augen in der Umgebung sagte:

»Unauffälligkeit! Wenn man außen sicher ist, ist man's drinnen auch.«

Nickte aufmunternd dazu und verschwand in Richtung verwandtschaftlicher Knäuel, zurücklassend ein leeres Glas und einen belehrten Sohn, der hinter dem Vaterhemd hinterher sah, das sich zwischen den Vaterhosenträgern wolkig bauschte, und der durchaus mit einem Wort wie ›sicher‹ etwas anzufangen wusste. Er sah in die Sonne, die ihm wie ein Rührei vorkam. Schamvoll bemerkte er, wie sein Vater mit gebücktem Gang zurückschlich zu den ›Seinen‹ – als sei er ein reuiger Sünder oder ertappter Dieb.

Dann stand sein Vater neben einem Verwandtschaftsgrüppchen herum, wo sich alle – ihr Helles in den Fingern – wie Vertreter einer Herrensippe aufführten, obwohl sie nur aus Absteigern, ja Untergehnen bestanden, mehrheitlich aus ehemaligen Bauern und Bauernsöhnen, jetzt Gemeindefacharbeitern, Handlangern und Pendlern, also bestenfalls noch Köttern, die ihren Hof oder ihre bäuerliche Zukunft hatten aufgeben müssen, auch wenn sie zehnmals zur Familie der Schulze Wolterings gehörten. Die zudem allemal kleiner von Statur waren als sein Vater und sich mit seinem geschäftlichen Erfolg nicht messen konnten.

Undeutlich, aber irgendwie bemerkte es der Zehnjährige: Was seinen Vater so gehen und stehen, so schauen und reden ließ, war eine Gefahr! Eine tatsächlich vorhandene Gefahr.

In der Tat: Die Angst vor einer Gefahr war es, die immer mitlief, die immer halbwegs in seinem Vater lag, die dieser niemals zu ertränken in der Lage war, soviel er auch zu Große-Emming pilgerte, sich betrank und angetrunken – nie aber unangenehm sich aufführend – in sein halbverwaistes, eingeducktes Backsteinheim zurückwankte. Eine Angst, die schließlich eine Art Damoklesschwert über ihm aufgehängt hatte und ihn geduckt wie sein Haus hatte werden lassen.

Allerdings kann als tiefere, ja alleinige Ursache für dieses außerordentliche, sogar einem Kind auffallende Verhalten ja doch nicht gelten, dass er wegen seines beäugten Berufsstandes, des Fernsehritzenums, ungewöhnlich sensibel war und dass seine Demutsgesten nur Äußerungen seines Kampfes um gesellschaftlichen Klassenerhalt, um die Akzeptanz seines Berufes waren. Nein, angesichts seines quälenden Unterwerfungshabitus kann man dies nicht als wirklichen und ersten Grund annehmen. Eine ernstere, verborgene Ursache war vorhanden.

Gut dreißig Jahre alt und zu einem gestandenen Wetterdiensttechniker musste sein Sohn werden, und es musste

seine Großmutter Frieda Schweding, geborene Schulze Woltering, erst gestorben sein, bevor er vom Geheimnis seines Vaters erfuhr. Und zwar genau am Tag nach der Explosion des Unglücksreaktors von Tschernobyl.

An dem hellen Apriltag ihrer Bestattung standen diejenigen Wolken, auf die er lange hatte warten müssen: die Formation des Cirrocumulus floccus, dünne, weiße, unten zerfetzte Bündel, die aussehen, als wären sie hinaufgeworfene Gras- oder Haarbüschel. Schon als Kind hatten ihn die dünnen Haare seiner Großmutter verwirrt, seit er in einem Sagenbuch von einer Locke gelesen hatte, die an den Himmel gesetzt war. Ein Buch, welches aus der Mitgift seiner Mutter stammte und sich in seinem Elternhaus zwischen Katechismus und Fachbüchern über Elektrotechnik verirrt hatte.

Nach dem Leichenschmaus zu Ehren der Verstorbenen, der aus trockenem Streuselkuchen und belegten Brötchen nebst Kaffee und Limo bestand und natürlich im Hause Große-Emming stattfand, ging der Nachmittag wie gewohnt in einen untraurig-feuchten Abend über. Und Schweding hatte sich nach Schichtdienst und einigen Gezapften sowie ohne rechte Gespräche – der weißrussische Supergau war für Bodenständige kein Thema – aus den Grüppchen von tropfen- und birnenförmigen Bäuchen, den angedickten Hintern und Busen, den zu eng geschnittenen Knisterklamotten und schwärzlichen Kleidern, die an uralten Körpern hingen, zurückgezogen. Was hätte er auch auf die einhundertste spöttische Frage nach dem morgigen Wetter, für das die Meteorologen, nicht aber die Wetterdiensttechniker wie er zuständig waren, antworten sollen? Er hatte sich also nach knappem Gespräch mit seinem Vater und Tante Elli zurückgezogen – mit einem Schnaps in eine Ecke hinter den wuchtig vorragenden Kamin. Gegen zehn Uhr erst war er wieder aufgewacht und erlebte das folgende Gespräch zwischen dem Bruder seines Vaters, seinem Onkel Heinrich drei – es fanden sich zwei

weitere, ältere Onkels des Namens Heinrich in seiner Linie – und dem Bruder seiner Mutter, zugleich Ehemann einer Cousine von Onkel Heinrich und von Vater, Onkel Jochen. Letzterer derselbe, der vor den Dutschkenachrichten niedergefallen und ein dürres, also angeheiratetes und entfernteres Exemplar der Familie war, wohnhaft an der Hauptstraße, schon in Jungmannsjahren von einer Pläte gekennzeichnet und figürlich wie insgesamt das ganze Gegenteil von seinem Onkel Heinrich drei, außerdem Leser von Büchern und als gebildet abgestempelt, was ihn bei Familiengesprächen meist verstummen ließ. Dem man nachsagte, ihm tue es unter den Achseln weh, wollte sagen: Er arbeite ungern körperlich. Zudem er Bienenzüchter war, auch das liebe Gesicht eines Bienenzüchters hatte, das in signifikantem Gegensatz zu dem des Onkels Heinrich stand, der über seinem stängelgleichen Hals ein Gesicht wie ein Spaten trug und dazu trotzig die ebenso emblematische wie absurde schwarze Zahnbürste unter der Nase zeigte. Außerdem die Sitte beibehalten hatte, in aller Öffentlichkeit auf den Kamm zu spucken, um sich zu kämmen.

Vorauszuschicken ist, dass Onkel Jochen auch hier knapp und unnachdrücklich sprach, seine Zurückhaltung also nicht dem Gespräch an sich angelastet werden kann. Außerdem ist anzumerken, dass das hier gesprochene Urplatt selbstverständlich nicht als solches wiedergegeben werden wird.

Geweckt wurde Schweding von Onkel Heinrichs volltönder Stimme und natürlich nicht von der unsicheren, man möchte sagen wispernden, seines Onkels Jochen, die sich bei dem Platt der Gegend, das schon von Hause aus das Aufeinanderstellen der Zähne bevorzugt, kaum noch verstehen ließ.

»... aber diesmal nich, diesmal hat er's nich vorhergewusst, mein Herr Bruder. – Oder hat's nur nich gesagt. Was meinst du, Jochen? Was?«

»Er hat es nicht gesagt.«

»Aha. Ich weiß nich, Jochen. Weiß nich. Er kann es vielleicht nich mehr. Oder er ist langsam vernünftig geworden im Kopp. Verstehste? Ich meine, früher, da hat er uns vor jedem Tod alle verrückt gemacht. Sah Elstern überm Dach und schrie. War schlimm genug, diese Spinnerei. Das ging ja nich. Auf keine Kuhhaut ging das. Was, Jochen?«

»Nein. Prost Heinrich.«

»Prost Jochen. Bei Opa Uphues und Opa Rölfling. Und vor allem bei deine Schwester Lisbeth, davor bei das Änneken. Das war ja fast, als wenn er sie in den Tod reden wollte, umbringen wollte mit so was. Weißt du noch, damals? So ein dummes Zeug.«

»Du magst Johannes eben nicht.«

»Geb ich zu. Ist eben ein Schlappschwanz. Da mit seinen Kabelsalat. Aber dann noch diese Spinnerei! Das ist auf jeden Fall zu dick. Ich hab meinen Bruder damals die Meinung gegeigt, dass er wieder so klein mit Hut geworden ist. Und dann hat er's ja auch sein lassen. Bis heute. Ich glaube, dass sich so ein schwacher Kerl da reinsteigert. Verstehste, Jochen? Was?«

»Aber früher gab's auch Spökenkieker, Menschen mit Zweitem Gesicht und ...«

»Mit Früher, da brauchste mich nich mit zu kommen. Da wird vielleicht in Büchern viel von erzählt. Was ich selbst gehört habe von Johannes damals, das kann man auch anders erklären. Einfach Zufall, Spinnerei oder ... Na, ja, dass paar Tage drauf Johannes seine Kleine wirklich ... Sie soll ja auch gar nich Johannes Seine gewesen sein. Und Lisbeth war zwei Jahre älter als er und nich ohne. Die wollte doch eigentlich immer ein anderes Leben, und mit Johannes, na ... Aber ich hab da nie was rausgekriegt. Vielleicht unser Mutter, dass die was gewusst hat. Aber die hätte den Teufel getan, was rauszuposaunen über Ännekens Tod. – Von wegen Zweites Gesicht! Aber ich hab

nichts gesagt, Jochen. Was? Damals haben alle so gequatscht, weißt du noch? Dass der Johannes nich zurechnungsfähig ist. Oder vielleicht das genaue Gegenteil davon. Ach, Quatsch! – Prost – Ich lass noch zwei kommen. – Birgit, brings uns noch zweimal Kurz-lang?«

Schweding wusste sofort, was ihm die Abendstunde da servierte, und hörte mit äußerster Konzentration zu. Onkel Heinrich erzählte weiter, ein halbes Jahr später solle sein Vater wieder durcheinander gewesen sein und habe wieder was von Elstern auf seinem Dach geschrien. Mit seiner Mutter sei sein Vater nach Ännekens Tod gar nicht mehr ausgekommen. Und nicht eine Woche später habe dann seine Mutter den Unfall gehabt.

»Lisbeth ist ja auch nicht ohne gewesen, formulierte Onkel Heinrich drei. Sie war eben ein echtes Weib. – So, danke, Birgit, bist wieder flott dabei heute. Nu Prost, Jochen!«

»Prost, Heinrich. – Einmal war ich auch dabei. Da hat es der Schwager brennen sehen. Vorher bei Eining. Die alte Reithalle. Weißt du noch? Das war eine schlaue Versicherungssache damals. Da ist der Johannes wie wahnsinnig rumgerannt. Aber niemand hat natürlich etwas davon erzählt.«

»Siehste, Jochen. So was. Das meine ich. Der Johannes hat davon Wind gekriegt und rastet aus. So war das immer. Und unsereins denkt sich Gottweißwas. Spökenkiekerie und Drittes Auge! Das ist keine Vorkiekerie, das ist ein Nervenleiden oder dieses Hychsterische. Was, Jochen?«

»Ja, Hysterie. Johannes sein Sohn tut mir auch ein bisschen leid. Wo er noch dazu ...«

»Der ist ein Weichei, sonst nichts. Aber das kann man natürlich erklären bei den seinen Vater! Jede Familie hat ihr schwarzes Schaf. Bei uns ist es ebend mein Bruder und seine Brut. – Prost! – Und bei seinen Filius, da fehlte die Mutter. Euer Lisbeth war eine Wucht, Jochen, und da kann euer Elli so gut sein wie sie will. Nichts gegen euer

Elli, Jochen! Aber so eine Mutter kannst du nicht ersetzen. Überhaupt eigentlich nie eine. Was?»

»Nein, geht nicht, Heinrich.«

Dazwischen Onkel Jochens Schlürfen. Wogegen Onkel Heinrich lautlos zu kippen pflegte, dafür aber die Nase mit brachialer Gewalt putzte, ohne Rücksichtnahme auf seine Schleimhäute. Er hörte aus seinem Versteck das kecke »Bitte, die Herren!« der jungen, im ganzen Dorf beliebten Bedienung, eine von Schwedings jüngsten Cousinen übrigens, die wie alle jungen Dinger in Dorfkneipen mit den alten Quartalsäufnern ihr Spiel zu treiben wusste: nach dem Abstellen von Schnaps und Hellem, dem sogenannten Garnitürchen, eine leichte Körperdrehung mit Herunterziehen des Kinns und Heben der Augenbraue – die üblichen, angelernten Verhaltensplattitüden des weiblichen Gastronomienachwuchses, eine unfeine Mischung aus Trinkgeldtüchtigkeit und Bierzeltkoketterie.

Ab diesem Abend wusste Schweding es. Ihm war mit einem Schlag alles klar: die Auffälligkeiten seines Vaters im Kreise und vor allem seine eigene Geschichte.

Swedings Vater hatte also einen verzweifelten Kampf um die Anerkennung nicht in erster Linie seines Berufsstandes, sondern um die Anerkennung seiner Person, seines tiefsten Wesens zu führen gehabt. Einen Kampf um Anerkennung als seriöses Familienmitglied. Und schließlich – das war der schlimmste Teil seines Kampfes – um Unauffälligkeit, also Unterdrückung seiner visionären Anfälle. Also Kampf gegen die Angst, dass es ihm wieder passierte. Vor aller Augen und Ohren und Mäuler. Angst vor der Gefahr eines übermächtigen Überfalls. Eines Überfalls, der sich aus heiterem Himmel, immer und überall ereignen konnte. Kaum dass ein Vogel hoch oben sich zeigte ... Allein der Gedanke daran ließ schon sein Auge erzittern, erzeugte ihm seelische Atemnot und beugte seinen Rücken.

Und doch: Allen immer wieder zu demonstrieren, welch ein integrierter, umgänglicher, normaler Vater, Sohn, Bruder, Schwager oder Vetter er war, dies trieb ihn immer neu in die Arme seiner Familie, deren Liebe nichts war als eine redselige Besorgnis. Obgleich sie ihn zu erdrücken drohte und wohl niemals frei atmen ließ. Doch war er auf deren Wärme und Halt angewiesen. Er war angewiesen auf sie wie ein Hund auf die Nähe seines ihn peinigenden Herrn und Meisters. Und wie einem Hund war sein ganzes Leben zu einem Seitwärtsschielen geworden. Also blieb er auch wohnen in seinem Backsteinhäuschen, sattelte also nicht wie manch stolze Handwerksmeister auf Bungalow oder zweigeschossigen Klinkerbau um. Denn er hatte ein Bedürfnis nach öffentlicher Bußdarstellung, Treuebezeugung, Verkleinerungsgebärde. So dass er seinem Sohn in dem berichteten goldgelben Ostermorgengespräch als sein Vermächtnis die Unauffälligkeit zur Gewinnung größerer Lebenssicherheit vermacht hatte.

In dieser Beerdigungsnacht nun schlich Schweding, nachdem er das Seine gehört und den längst warm gewordenen Kurzen heruntergekippt hatte, durch einen Hinterausgang ins Freie. Und er hätte draußen jubeln mögen, da ihm mit einem Male sein ganzes Lebensrätsel gelöst schien. Tänzeln bog er in der Gewissheit um die Kirche, dass man nur genug wissen müsse, und schwebte unter einem hellen, nur von einigen Cirrusstreifen durchzogenen Sternenhimmel ins väterliche Häuschen mit seinen abgewetzten Läufern. Das ganze Gebäude hatte noch immer diesen Körpergeruch, der ihn mitunter auch in den andersartigsten Gebäuden, kaum dass ihn eine Farbe, ein Gegenstand an dies Zuhause erinnerte, anfiel. Wo ihm noch immer das Zimmer zur Verfügung gehalten wurde, das einmal ein Schweinestall gewesen war und das seine Vergangenheit nicht verleugnen konnte. Denn mitten im Zimmer verlief der Linolbelag unregelmäßig, genau an der Stelle, an welcher einst der Betontrog für die Borstentiere

herausgemeißelt worden war und vor der jetzt, wie noch zu seiner Jugendzeit, das Bett stand. ...

In genau dieser Zeit kam es zur Bekanntschaft mit der wenig älteren Anneliese. Eine unübliche Bekanntschaft. Denn Anneliese gehörte nicht der normalen römisch-katholischen Konfession an, sondern war evangelisch – die Kinder sagten »empfangelisch« – und wurde daher in einer besonderen Klasse der Volksschule unterrichtet. Auch hatte sie einen ostpreußischen Vater, also einen aus dem Osten. Den man wie einen halben Polen, einen »Polacken« behandelte, der nicht Platt sprach, dafür aber bei geöffneten Zähnen laut und energisch. Der außerdem bei der Freiwilligen Feuerwehr diente, so dass er einmal die Gelegenheit hatte, während des Hochwassers neunzehnhundertsechundsechzig, Tante Elli über die zum Fluss gewordene Hauptstraße zu tragen. Alles Dinge, die Schweding genauso wie dessen Tochter beeindruckten. Das Mädchen sprach viel und stolz von ihrem »Papi«. Während Schweding sich seinerseits bedeckt hielt.

Anneliese hatte die rotblonden Haare, die im bereits wiedergegebenen Ostergespräch von Schwedings Vater erwähnt worden waren, und hatte ein ziemlich starkes Gekicher, spielte sonst aber fast wie ein Junge mit Schweding, was bei vier älteren Brüdern nicht verwundert. Er dagegen, er spielte kaum wie ein Junge. So dass beide sich entgegenkamen; denn keiner hatte vom anderen Spott zu fürchten. Beide fielen sie heraus, und beide hielten sich abseits und tagelang im Walde auf, den man »Pastors Busch« nannte. Rauchten die bitteren Grashalme, fanden sogar einmal eine Schachtel »Ernte 23«, in der Ameisen krabbelten und die sie nach peinlicher Säuberung hüteten wie die Schatzkiste John Silvers. Versteckt, verbuddelt in einer Sandkuhle, von der noch die Rede sein muss. So kamen sie sich immer näher und empfanden sich besonders

von dem Zeitpunkt an als unzertrennlich, als einige Nachbarjungen, während sie vor der Haustür saßen, ihre Wolkenmess- und Wolkenschiebelatten zerbrachen – was wussten die auch von Wolkenquadrant und Wolkenrechen? – wonach ihnen nichts als ein zusammenschweißendes Wutgeheul übrig blieb. Wonach aber immerhin Schwedings Romerträume seltener wurden und endlich ganz aufhörten.

Anneliese, sie twistete auch mit ihm, sprang also Gummitwist. Ein Spiel, bei dem, da sie nur zu zweit waren, eine Mülltonne aushelfen musste, und das aus einem Figurenspringen auf und zwischen den zusammengeknöteten, ausgeleiterten Unterhosengummibändern bestand, wobei Schweding nicht schlechter abschnitt als die nicht gehbehinderte und ältere Freundin. Oft und gerne hörte er ihr Lob, wenn er zum Beispiel bei beckenhohem Gummiband den Auftrittsprung schaffte oder den Spreizer. Alles natürlich verborgen auf Annelieses Hinterhof. Bis der Tag kam, der auch dieses Geheimnis aufdeckte und ihn endgültig zum Gespött der Nachbarjungen machte. Denn erstens hatte man nicht mit Mädchen zu spielen und zweitens schon gar nicht so ein Weiberspiel. Wochenlang wurde ihm nachgerufen: »Hagidil hat Twistgefühl!« Ein Verslein, das vom kleinen Eckhart stammte und sich hervorragend eignete, wenn auf dem Schulhof gummitwistende Mädchen in Schwedings Nähe waren, in deren Spiel man Schweding dann schubsen oder zerran konnte. Dieser um sich greifende Hagidilismus erschöpfte das junge Herz aufs Traurigste und brannte sich darin umso mehr ein, als dieses hässliche Wort »Hagidil« von manchen der dörflichen Buben mit mundartgerecht gefauchtem »g« und abgeschwächtem »i« ausgesprochen wurde, also als »Hachedil«, was ihm in den Ohren klang wie »gar nicht viel« und »Lach und schiel!«

In unserem Besitz befindet sich ein Foto von Anneliese, das sie als ein frech gegen die Sonne blinzelnendes Mädchen

auf dem Rost des väterlichen Lichtschachtes zeigt. So keck sie hier erscheint, sie blieb ihm die liebste und die einzige Spielkameradin der Kindheit und die bis zu einem gewissen Zeitpunkt treueste und mitfühlendste. Nie neckte sie ihn mit »Hagidil«, und nie ging ihr eine Bemerkung über seine Ungleichschrittigkeit über die Lippen. Und sie war – für Schwedning sicherlich ihr besonderes Verdienst – die verständigste. Sie ging nämlich seiner Betrachtung der Himmelsschauspiele auf den Grund und brachte ihm sogar peu à peu eine Sichtweise der Dinge nahe, welche von wirklichem Interesse zeugte und ihn weiterbrachte.

Manchmal sahen sie den Wolkenschatten nach, wie sie über den Boden huschten und ihn für kurze Zeit abendlich machten, dass er ihnen vorkam wie ein Erdenmeer und die Wolken die Wellen waren, in denen sie schwammen und denen sie nachliefen wie Wellenreiter. Und dabei begannen zu reden, zu spekulieren über diese Luftbäusche, die Schatten warfen bis über ihre Leiber und über die ganze große Erde hin.

Von besonderer Bedeutung ist in diesem Zusammenhang ein Gespräch, das in ihrer heimeligen, badezimmergroßen Sandkuhle am Rand von Pastors Busch stattfand. Wo sich heute ein Parkplatz befindet, der sich neben einem Einkaufsareal von Schwedings Heimatdörfchen breitmacht, daneben einer dieser Billigdrogeriemärkte und eine Eisdiele, welche sich in Übergangszeiten zur Pizzeria verwandelt. Auf der anderen Seite aber fristet der Wald, mittlerweile von allem Unterholz gesäubert, ein karges Dasein als sterile Kulisse für das Treffen des erfolgreichen örtlichen Rassegeflügelzüchtervereins.

In dieser Sandkuhle lagen sie, schielten um die Wette die Nase entlang, pafften die Rauchwolken ihrer echten Zigaretten – sie hatten diesen herrlichen Tag zu einem Feiertag erklärt, was bedeutete, dass sie gemeinsam eine Zigarette aus ihrem Schatz rauchten – pafften also den Feiertagszi-

garettenrauch zu den sommerlichen Himmelswolken hinauf, deren Bildung und Zug sie betrachteten, und einer machte den anderen aufmerksam auf die Varianten der Cumulus-Figurationen. Wobei sie natürlich im Bildhaften blieben, weit entfernt von physikalischen Analysen über Konvektion, Taupunkt, nasse Thermik. So also da liegend, Schweding in einem engen blauweißen Turnhöschen, Anneliese im gestreiften Badeanzug, den Sand an den Rücken und in die Kniekehlen geklebt, entspann sich folgender Dialog:

»Ein Walfisch, da drüben. Siehst du?«

»Wale sind keine Fische, hat mein Papi gesagt. Außerdem höchstens ein Pottwal, weil die auch das Maul so tief haben. Aber nie so aufgerissen wie der da. Eher ein Tiefseefisch, so ein Teufelsfisch zum Beispiel. Weil der auch kürzer ist als ein Wal.«

»Aber so lang und ...«

»Der Schwanz ist viel zu dick. Ein richtig dicker Schwanz ist das.«

»Ja gut. Aber der Schwanz ist ja fast abgerissen. Oder nich?«

»Dann eben eine Mischung. Aber so ein großes Auge. Siehste, Schweding? Sooo groß, das Auge!« Anneliese zeigte auf ihrer Wolkenmesslatte sechs Zentimeter. »Ich find sowieso eher wie ein Piranha.« Und nach einigem Schweigen ganz unvermittelt: »Eigentlich, Schweding – wieso machste das immer? In den Himmel gucken und zu den Wolken? Warum machste das? Sag mal!«

Er musste schlucken, wie an einem zu großen Apfelstück schlucken, weil er mit Angst diese Frage hatte kommen sehen und immer befürchtet hatte, dass Anneliese seine Himmelsguckerei bei all ihrem Interesse in Wirklichkeit und im Tiefsten doof fand. Ein paarmal paffte er nervös Rauchwolken von sich weg.

»Findste das nich interessant?«

Anneliese antwortete ohne Verzögerung und das Apfelstück rutschte ihm sofort den Hals hinunter.

»Doch, klar. Sogar toll. Aber das macht ja sonst keiner außer uns. Und ich würde es auch nicht machen, wenn du mich nicht drauf gebracht hättest. Also: Warum machst du das?«

Er reichte ihr die Zigarette, die sie sich in den Mundwinkel hängte, und musste eine kurze Zeit überlegen, ob er es ihr anvertrauen sollte, und schaute sie von der Seite an, wie sie dalag in ihrem Badeanzug und sich mit der Wolkenmesslatte über den Bauch fiedelte, jetzt mit der anderen Hand ein bisschen zu elegant – nämlich mit den Fingerspitzen – die Zigarette hielt, ein liebes, breites Gesicht mit einigen Sommersprossen. Er wagte es, blinzeln hochschauend ins glasige Blau mit den spärlichen Sommerwolken.

»Da oben sind die Toten. Deshalb.«

Anneliese hob erstaunt den Kopf. Er blickte rasch nach oben. Der ganze Himmel schien ihm erregt.

»Die Toten?«

»Ja. Die suche ich. Habe aber noch keine gefunden.«

»Und wenn du die gefunden hast, sind sie doch gleich wieder weg!«

Annelieses Stimme klang erstaunt, aber nicht spöttisch, wie er befürchtet hatte.

»Dann suche ich sie eben nochmal.«

»Immer so weiter?«

»Warum nicht?«

»Und was hast du davon, Schwedding? Nutzt doch nix.«

»Nutzt doch was!«

Sie fasste ihn am Fuß und gab ihm die Zigarette zurück.

»Wenn ich das meinem Papi erzähle ... Mach ich aber nicht. Die Wolken haben keine Ahnung vom Sterben, wie die Tiere auch keine haben und sich nur aneinander drängeln, wenn's kälter wird. Ist wirklich Quatsch, Schwedding.«

Ihre Stimme hatte jetzt einen mitleidigen, besorgten Ton, und er war erleichtert, dass sie so nett war und sein Vertrauen nicht ausnutzte.

»Kein Quatsch!«

»Wohl Quatsch. Die Toten sind unter der Erde und tot. Weg sind die. Du bist doch nicht mehr so klein, dass du glaubst, dass die da oben rumfliegen und aussehen wie Wolken und rumgeweht werden und sich vor die Sonne schieben und Regen machen.«

»Die sind nicht weg. Die Wolken, die sind der Atem von die armen Seelen da oben, wo's kalt ist. – Irgendwo da oben sind die und gucken runter. Vielleicht jetzt über Australien oder überm Nordpol oder über Tokio.«

»Aber nicht so als Wolken. Wolken sind nix anders als dicke Luft. Ganze dicke Luft meinetwegen. Schweding, spinn nicht rum! Wolken sind klasse, aber die sind nicht die Toten.«

Anneliese hatte sich zu ihm gedreht, forderte ein letztes Mal die Zigarette, sog zweimal und legte sie in ihren Aschenbecher, ein Eichenrindenstück, wo sie sich selbst weiter rauchte. Schockiert war Schweding durch Annelieses unbedingte Verlegung seiner lieben Toten in den Erdboden nicht. Geahnt hatte er so was bereits. Doch jetzt ging ihm alles zu schnell, zu bestimmt, zu endgültig. So dass er retten wollte. Retten, was zu retten war von den Seinen, von seiner Welt.

»Aber dann sind sie die Toten ihre Gedanken. Von die Toten ihr Geist.«

Sie drehte ihm den Rücken zu.

»Mach mir mal den Sand vom Rücken! – Meinetwegen ihre Gedanken. Aber nur die Gedanken.«

»Meine Gedanken auch. – Alle Gedanken!«

»Das geht schon eher. Da musste aber nicht Tote drin sehen. Außerdem würdest du die aus dem Wolkengewusel nie rausfinden. Aus dem ganzen Gefransel da oben. Schon gar nicht, wenn du denkst, dass die so aussehen wie in echt,

wie die Toten ihre Gesichter. Die sehen jetzt eben ganz anders aus, wenn die tot sind und unter der Erde.«
Sie sahen in den warmen, blauseidigen Himmel, in dem eine Kette dünner Wolken schwamm, und sahen den Schwalben hinterher, die da oben aussahen wie Fliegen.

Das Heranreifen Annelieses während ihrer Freundschaftsjahre zu einer jungen Frau, Schweding bemerkte es nicht. Er konnte es nicht bemerken in seiner dörflichen Anregungslosigkeit. Er bemerkte nicht einmal das Wachsen ihres Haarschopfs zu einer roten Mähne, das sie sich offensichtlich unter Widerstreben ihrer selbst kurzhaarigen Mutter in den Kopf gesetzt hatte. Einmal war er anwesend bei deren ungeduldigem Kampf mit der Bürste gegen diese lockige Pracht. Ohne auch nur eine Ahnung davon zu haben, dass sich vor seinen Augen die werdende Geschlechtlichkeit seiner Freundin abspielte. Anneliese ihrerseits eckte, während ihr Persönchen zu einer Person vorandrängte, nicht an seinem Jüngelchentum an und harrete bis zum vorletzten Tag in der alten Form ihrer unschuldigen Freundschaft aus. Benahm sich wie eine ältere Schwester. Und dieses, obwohl sie körperlich und oberherum gesehen jede Voraussetzung mitgebracht hätte, sich auf diejenige Seite zu schlagen, die durch die kerngesunde Dorfrandjugend an der Tankstelle, auf Mopeds und mit Transistorgeräten im Anschlag markiert wurde. Eine Halbstarckenwelt, die dem schwächlichen Schweding nur zu gerne mit ihren brummenden Göricke-Zweirädern wie Insekten um die Ohren schwirrte, das Schimpfwort gegen ihn stehend wie mit einem Stachel. Womit sie der Hagidilisierung seiner Umgebung weiter Vorschub leistete.

Warum Anneliese nicht einfach der Stimme ihrer erwachenden Fraulichkeit folgte und ihren Kinderzeitfreund mied, warum sie sich nicht genierte: man begreift es

kaum. Auch nicht, wenn man eine mögliche Schamhaftigkeit ihrer ersten fraulichen Gehversuche oder Schwedings kurzweilige Himmelsverrücktheit mit veranschlagt. Oder Schwedings ab und an graublau changierende Augen, die einem wohl erscheinen konnten wie frisches, windgetriebenes Wasser, in dem Sonne, Mond und Sterne gleichzeitig aufglänzten. Oder seinen gefälligen Körperbau – wenn man von seinem Hinken absieht. Den Verdacht allerdings haben wir, dass Anneliese sich den Jungen aufheben wollte – als harmloses Objekt für ihre ersten sinnlichen Tastversuche. Ein Verdacht, der angesichts des eruptiven Durchbruchs ihrer Triebhaftigkeit am letzten Tag dieser Beziehung einiges für sich hat.

Schweding war dreizehn, sie bereits vierzehn Jahre alt. Einen Tag vor Weihnachten. Da überreichte ihm Anneliese in der kalten Sandkuhle ein Buch. Ein Physikbuch. Achte Auflage des »Lehrbuchs der Physik, Mittelstufe, Ausgabe A« von Oskar Höfling, das als vorletztes Kapitel die »Grundlagen der Wetterkunde« abhandelte. Später, kaum dass Schweding zu Hause war, verschlang er es, und es wurde der Grundstock seines wetterkundlichen Fachwissens. Anneliese – woher auch immer sie es bezogen hatte – übergab es ihm als Weihnachtsgeschenk, und zwar mit einer anschließenden Lektion. Indem sie ihren kindlichen Freund auf die Abbildung einer sehr speziellen Wolkenformation hinwies – einen Cumulonimbus mammatus.

An diesem dezemberlichen Nachmittag, zugleich zu der Zeit, als die bisher verborgene Seite des Mondes durch Apollo 8 enthüllt wurde, zog Anneliese sich Mantel, Strickjacke, Bluse, Leibchen und den von Schweding bisher übersehenen Büstenhalter aus, ließ sich – Schweding hatte das Physikbuch mit den Schwarzweißabbildungen der Seite 417 aufgeschlagen – auf alle Viere nieder und sagte:

»So, so sieht das aus. Oder?«

Schwedings Augen, sie starrten zuerst auf die herangereiften Brüste, die da so eutergleich in die Kälte herunterhängen und zwischen ihrer ebenfalls hängenden Mähne und dem Plisseerock in die feuchte Kuhle zeigten, sich nicht bewegend und stramm. Flüchtig verglich er mit der Schwarzweißfotografie des Physikbuches, und schließlich stotterte er:

»Ja. Genau so.«

Worauf sich Anneliese vor ihn hinkniete, ihre Haarpracht zur Seite legte, so dass auch ihre fleischigen Oberarme sichtbar wurden, sich über die vor Kälte gänsehäutigen Brüste mit den harten Brustwarzen strich und sagte:

»Fass mal an! Das ist nichts Totes oder nur Gedanken, die da oben irgendwo sind. Das ist was anderes. Oder?«

Schweding aber, der Knabe aus einer mutterlosen Kindheit, der Sohn westfälischer Stadtfremdheit, katholischer Brunftunkenntnis, er klammerte sich an sein Weihnachtsgeschenk und stürzte davon, auf und davon – hinein in einen neuen Lebensabschnitt, ein Leben ohne Anneliese, ohne Mutter und Änne. Hielt, bevor er um das Fichtenwäldchen gebogen war, noch einmal an, um sich umzudrehen. Sah Anneliese vor der Sandkuhle von Pastors Busch stehen, in ihrer rotblonden Haarpracht, immer noch den rosigen Busen bloß, die Finger der Rechten am Halsansatz, als schämte sie sich plötzlich oder als wäre ihr kalt. Nach oben schauend und nicht etwa ihm nach. Als sähe sie den Himmel nicht bedeckt und jetzt mit kaltem Niesel einsetzend, sondern offen und wie die büßende Heilige Magdalena Tizians. Und drehte sich in dem spinnenfädenfeinen Regen abrupt um, ihm den nackten Rücken zu.

So behielt er Anneliese in Erinnerung.

Es ereignete sich dies, wie bereits vermerkt, zur Zeit einer anderen Enthüllung, der Enthüllung des Mondes, eines Weihnachtsgeschenks der wetlaufenden Amerikaner an

die Menschheit. Und ähnlich begann nun auch für den ängstlichen Schwedning ein neuer Schritt ins Leben, in das er mit der Unauffälligkeitsphilosophie seines Vaters und Annelieses Mittelstufenlehrwerk eintrat. Aber ohne eine Freundin, seine einzige Spielkameradin, so dass ihm die Welt in den folgenden Wochen sonnenarm erschien, nass und leer und er bei seinem gewohnten Blick himmelwärts lieber auf das Singen der Vögel achtete, die nach dem häufigen Regen dieses Winters wie verrückt zirpten, als auf stille, aquarellhafte Wolkenlandschaften oder die Luftschlachten dort oben, die ihn nur an Anneliese erinnern hätten.

Aus: Das Lachen des Winters. Moderne Märchen
aus dem Münsterland

Der Meister des Gartens I

Über diese Straße gehe ich nie mehr wie zuvor. Und wenn ich Sie, lieber Leser, bitte, sogar bei schneeglatter Fahrbahn ein wenig rascher hinüberzuwechseln, weiß ich, dass Eile nottut. Die Wirklichkeit hält sich nicht auf und wir wollen uns um Gottes Willen auch nicht an der Ecke aufhalten, an der die Nachbarin uns mit der Wirklichkeit des Salzstreuens dazwischenkommen möchte. Wir eilen ins warme Haus, wo wir uns in die weichen Fauteuils werfen, um uns zu erholen – von der Welt draußen.

Sehen Sie: Die Welt ist nicht mehr meine Welt. Sie ist mir wie eine Wasseroberfläche geworden, auf die nur ein Blatt fallen muss, um sie zu verändern, und die sich nicht zuverlässig beschreiben lässt, wären auch Physiker oder Künstler von Rang anwesend. Sie mag von Alltagsmenschen tagtäglich für ein und dieselbe gehalten werden, doch ist sie für mich nicht mehr verlässlich. Sie ist eine in Sekunden sich wandelnde Welt, sprudelnd, schäumend, glucksend, sanft schillernd – oder an den Rändern gefrierend, welche an eisiger Substanz gewinnen oder abnehmen. Ihre Wirklichkeit, ist man ganz in sie hineingezogen, sieht fortwährend anders aus, ganz anders. Kurzum: Die Welt, die mir einmal ein simpler und einheitlicher Kosmos mit klaren Grenzen und Funktionen war, ist mir schlicht unbegreiflich geworden. Was mich allerdings mittlerweile kaum mehr beunruhigt.

Dies nun soll Sie, lieber Leser, der Sie so geduldig mit mir kommen, nun gar nicht verwundern, sondern nur eine Vorbemerkung sein, die ich meiner eigenen Redlichkeit schulde – eine Redlichkeit übrigens, auf die ich nicht allzu sehr pochen mag. Ich nehme das lieber vorweg, bevor die

eine oder andere Person aus meinem Leben heftigsten Widerspruch anmeldet. Ich bitte also um Pardon für meine beschädigte und gefährdete Person, die ich auf den nun folgenden Seiten nicht ganz verbergen kann, und entschuldige mich für eine Weitsicht, die einige für eine vorgeschobene halten, vorgeschoben vielleicht, um in Ruhe gelassen zu werden.

Auf demselben Blatt steht auch, dass ich mir seit damals zur reinen Gewohnheit gemacht habe, den Alltag zu bewältigen, ohne ihn wirklich in der Gewalt zu haben. Ein oberflächliches Arrangement mit dem Alltag sozusagen. Ich habe ihn aus der Wirklichkeit herausschneiden müssen, um nicht darin unterzugehen, sondern weiter bestehen zu können. So funktioniere ich, recht passabel, denke ich, trotzdem ich die Welt insgesamt seit damals immer weniger begreife. Sie ist für mich seither, wie ich bereits andeutete, nicht mehr eine einzige Welt, sie ist mir zerfallen. Oder besser: Ich habe sie mir zur Selbstrettung aufgeteilt in eine Alltagswelt, aus der ich das Irritierende und Andersartige, wenn es sich zeigt, heraushalte, und eine, in die ich gerade all dieses hineinziehe, wo ich all dieses abspeichere und Umgang mit ihm habe. Mein innerer Bezirk sozusagen, in dem ich das Wirre und Sprudelnde, das immer Andere und Neue betrachte und liebe. Ich sitze also hier im Sessel, plaudere mit Ihnen, sehe aus dem Fenster in die grau-schwarze Winterwelt, in der die Asphaltstraßen meines Alltags verlaufen, und sehe eine Welt, die ihre einfache, einfältige Selbstverständlichkeit vollkommen eingebüßt hat. Seit nämlich er, von dem ich so gleich berichten werde, mir seine Geschichten erzählte.

Diese Geschichten, die ich Ihnen hier darbieten muss, erzählte er mir ebenfalls im Winter. Und ich fürchte, dass ich damals ziemlich betrunken war. Kennengelernt hatte ich ihn im Spätsommer – sehr nüchtern übrigens. Er war der merkwürdigste Mensch, der mir bis dato untergekommen war. Alles gehörte bei ihm zusammen – und nichts

passte. Und bis heute weiß ich nicht, wer er war. Seine Geschichten aber waren real, realer als alles, was ich sonst gelesen, gehört und gesehen habe. Wenn sie mich ankommen, bin ich in ihnen, bin ich ihr Teil und eine ihrer Figuren. Doch sollten wir nicht zu rasch vorwärts eilen. ...

Jann und der Winter

Der Winter wurde unerwartet mild. Nachdem der Sommer so heiß gewesen war, hatten die Menschen mit einem harten Winter gerechnet, doch blieb der aus. Die Alten in der Bauerschaft erzählten, dass sie solch einen milden Winter in ihren Jugendjahren zum letzten Mal erlebt hätten und dass die Älteren sich damals ebenso gewundert hätten. Die Schafe waren fast durchgehend draußen. Denn dort fanden sie noch immer genug.

Im März warteten der Grootte Jann und seine Schäfer auf die ersten Lämmer. Die Oggen hatten jetzt schwere Bäuche, und es stand die Zeit mit der härtesten Arbeit an.

Doch diesmal gab es keine Arbeit. Wenn Jann zu seiner Herde kam, hatten seine Schäfer nichts vorzuweisen, und so verging der gesamte März. Kein Muttertier lammt, und die Bäuche schienen wieder abzuswellen. Und tatsächlich: Als der April kam, sah man in Janns Herde keine dicken Oggen mehr und kein einziges Lamm.

In der ersten Aprilwoche wurde es kälter. Es schneite tagelang, die Erde und der Spiekergrawen um Janns Haus froren tief. Jetzt ließ Jann die Schafe in die Ställe treiben und rannte täglich zu seiner Herde, vor allem nach der Hünenburg zum erfahrensten seiner Schäfer, dem Freund des alten Sauerländers. Der wurde »Buckeltönsken« genannt, hieß aber eigentlich Anton Krüchting und war ein bisschen verwachsen. Er hatte Jann geholfen, gute Tiere zusammenzukaufen, und sogar Wöchnerinnen ließen ihn

kommen. Denn Buckeltönsken verfügte über Erfahrungen mit den Umständen und Krankheiten nicht nur der Tiere. Außerdem war er ein Spökenkieker und sah manchmal die Zukunft. So soll er als junger Kerl in allen Einzelheiten gesehen haben, wie die Preußen das städtische Rathaus besetzten, was sich ein Jahr später – der Siebenjährige Krieg war damals ausgebrochen – auch tatsächlich so ereignet hatte. Vor kurzem noch hatte er ganz deutlich gesehen, wie wilde Reiter mit Fellmützen, die in einer fremden Sprache redeten, über die Brücke zu Janns Turm gingen, wo ihre Pferde standen. Da hatten die Menschen die Hände vor den Mund geschlagen und ihn gebeten, um Gottes willen nichts mehr zu sagen. Wenn das die Franzosen hörten! Buckeltönsken hatte übrigens Recht behalten, und die wilden Reiter waren Kosaken, die wenige Jahre später dem geschlagenen Franzosenkaiser bis nach Paris nachsetzten. Manche glaubten sogar, dass Buckeltönsken zaubern könne.

Jann war froh, dass er seinen »Zwerg«, wie er ihn nannte, in seinem Dienst hatte. Wenn im Frühjahr einige hundert Lämmer geboren wurden, dann konnte man sehen, was Janns Zwerg trotz seines Alters zu leisten imstande war. Da mussten Hunderte von Bocklämmern kastriert werden, an manchem Morgen zwanzig und mehr. Buckeltönsken machte das mit den Zähnen, und die Böckchen schrien und bluteten bei ihm kaum.

Natürlich fragte man so einen alten Schäfer auch gern nach dem Wetter, und der gab gerne von seinem Wissen ab. Doch als es im April zu schneien und zu frieren begann, zuckte Buckeltönsken auf Janns drängende Fragen nur mit den Schultern. Einmal, als Jann ihm drohte, meinte er allerdings, man müsse abwarten und sein alter Freund, der Sauerländer, könne schon Recht gehabt haben, der Winter werde vielleicht sehr lang. Man müsse eben abwarten. Das ungewöhnliche Wetter schien den alten Schäfer nicht in Unruhe zu versetzen.

Danach wurde Jann wieder so merkwürdig wie schon im Herbst. Eines Morgens packte er seine warmen Sachen und hetzte hinter Lux her, der jetzt manchmal sogar nachts fortblieb. Erst am nächsten Abend kehrte Jann zurück, stumm und verstört und mit einem noch starrerem Blick, als man gewohnt war. Und am Tag drauf blieb er für drei Nächte draußen in der bitteren Kälte und im tiefen Schnee. Als Jann diesmal zurückkam, sah er zum Erschrecken aus und hatte Lux an der Leine. Er lief zu seinen Schafställen und begann, die Tiere in den Schnee zu treiben. Als die Leute von den Höfen und aus den Häusern kamen, um eine Schafherde zu sehen, die durch tiefen Schnee getrieben wurde, konnten sie auch Jann erblicken, der in einem dünnen Hemd mitten in der Herde stand und schrie und tobte und Sätze hören ließ wie:

»Weichst du nicht, so vertreib ich dich!« Oder: »Wenn du den Frühling nicht reinlässt, hol ich ihn mir!«

Nur die Herde von Buckeltönsken, die auf der Hünenburg untergebracht war, konnte er nicht hinaustreiben. Der alte Mann hatte nämlich Janns Absichten erraten und einen so großen Haufen an Schnee vor das Tor und in den Graben geschaufelt, dass es unmöglich zu öffnen war. Jann schrie seinen alten Schäfer an und wollte ihn zwingen, den Schnee wieder fortzuschaukeln, doch gehorchte sein Zwerg ihm nicht. Als Jann versuchte, ihn zu fassen zu kriegen, und sogar Lux auf ihn hetzte, entwich der Alte geschwind um die Ecke des Schaopschotts und war wie vom Erdboden verschluckt. Also machte sich Jann allein dran, das Tor freizubekommen. Da aber tauchte der Zwerg plötzlich wieder auf, winkte ihm mit seiner Wollmütze zu und warf ihm mit seiner Klutenschüppe solche Massen an Schnee und so fix vor die Füße, dass Jann sich die Augen reiben musste. So blieb Jann nur, mit seinem »Verdorie« auf den Lippen abzuziehen und die Herde von Buckeltönsken in Ruhe zu lassen.

Die Menschen von Hengeler versuchten, als Janns Herde Nacht für Nacht da draußen blieb und die Schafe es schon drangaben, mit den Füßen auf dem gefrorenen Boden nach Futter zu scharren, den Grooten Jann anzusprechen. Doch stieß er sie jedes Mal zurück und beschimpfte sie als Stubenhocker und Feiglinge und sah wie besessen aus. Dem Bauern Teisker ging er sogar an den Kragen, und auch seine eigene Frau, die ihn anflehte, die Tiere nicht zugrunde zu richten, wagte es nicht mehr, ihn anzusprechen. Er hatte sie angeblickt, dass sie Angst bekam vor ihm. Alle machten bald einen Bogen um Jann, als befürchteten sie, er würde plötzlich auf sie losstürmen und sie anfallen. So benahm er sich, und so drohend war sein Blick.

Als der Mai kam, froh und schneite es noch immer. Bäume und Sträucher standen kahl. Die Leute waren verwirrt, doch fingen sie nun an, mit Holz und Nahrung zu sparen, und gingen häufig in den Wald. Jann war nie bei ihnen. Er verbot sogar seinen Schäfern, ihren Tieren vom Winterfutter zu geben und schrie:

»Seht doch, sie haben ja genug! Was verwöhnt ihr meine Schafe? Sie sollen grasen!«

Auch verbot er seiner Frau, nach dem Kochen Holz nachzulegen, obwohl reichlich Holz vorhanden war.

»Es ist warm genug«, fuhr er sie an. »Was verschwendest du das gute Holz?«

Einige Männer hatten sich darauf besprochen. Man müsse dem ein Ende machen. Jann müsse zur Vernunft gebracht werden. Sie machten sich zum Turm auf, um ihn zur Rede zu stellen. Doch war er nicht in seinem Haus. Seine Frau öffnete weinend die Tür. Ihr Gesicht war weiß, und sie erzählte davon, dass Jann verboten hatte, Holz nachzulegen. Die Kinder hockten in dicke Decken gehüllt im Bett. Auch sie sahen weiß aus, weinten, und das älteste der Kinder kam zur Tür gelaufen und bettelte die Männer an, ihnen und ihrer Mutter zu helfen.

Das Unglück in Janns Haus machte die Leute so wütend, dass manche ihn verfluchten oder in der Gnadenkapelle auf dem Hilgenberg noch mehr von den teuren Wachskerzen opferten. Denn es war Marienmonat. Andere machten sich auf zur Herde, wo sie ihn sahen, wie er mit dem angeleinten Lux im Schnee zwischen den Schafen saß und nach Norden starrte. Die Tiere waren abgemagert, einige lagen kaum noch atmend im Schnee, manche waren bereits verendet. Die Männer gingen zu ihm und fuhrten ihn hart an. Der Groote Jann aber hörte sich alles an, als störte es ihn gar nicht. Dann hob er seinen Kopf und sah ihnen so gerade mit seinen starren Augen ins Gesicht, dass sie sich sogleich bekreuzigten und voller Angst und ohne ein Wort durch den Schnee zurückstapften. Sie mochten wohl denken, dass der Groote Jann zur Hölle fahren solle oder es bereits getan habe. Nun verlor man über Jann und seine Familie kein Wort mehr, so sehr hatten sie Angst, sich durch Reden das Böse ins Haus zu holen.

Als Jann die dreizehnte Nacht draußen verbracht hatte, kehrte er zurück. Seine Herde lag tot im Junischnee und ungerührt ging er durch den kalten Morgen fort. Wieder schneite es, und der Wind piff eisig um seine Ohren und seine dünn bekleidete Gestalt. Aber kälter als Wind und Schnee schienen Janns Augen.

Als er die Tür zur Stube aufgestoßen hatte, sah er zum Ofen, wohin sich wie so oft sein Lux zurückgezogen hatte, obwohl er dort auch keine Wärme hatte finden können. Jann nahm ihn wütend unter den Arm und warf ihn auf die verschneite Bank vor dem Haus.

»Da ist im Sommer dein Platz, treuloses Vieh!«, rief er in den Morgen und bemerkte nicht, dass sein alter Hund vor Kälte verendet war.

Schwesterlein Rosalie

Also werde ich es noch einmal erzählen. Alles und so wahr mir Gott helfe.

Es begann an einem Heiligabend. Als ich acht Jahre alt war, sie gerade ein halbes Jahr. Ein sogenannter Nachzügler also, meine Schwester, den man Rosalie getauft hatte, und den man – unter einem entsetzlichen Geschrei – katholisch getauft hatte. Während ich Friedrich heiße und reformiert bin. Wie mein Vater Enno. Der lebt nicht mehr, ist tot seit diesem Heiligabendnachmittag, gestorben im Alter von vierunddreißig Jahren. Und zwar nicht einfach gestorben, sondern getötet gestorben, also gestorben nach Tötung. Was ja nicht Mord ist. Das will ich, bitte, damit auch nicht gesagt haben.

Meine Mutter Annemarie, damals noch eine schöne Frau, wie die Fotos an unseren Wänden bewiesen, meine Mutter also und dazu meine Großmutter und ich, wir warteten in der Küche. Wir warteten auf meinen Vater. Der wollte vor der Bescherung mein Schwesterlein wickeln. Was sich mein Vater am Christkindchenabend, wie er sich ausdrückte, nicht nehmen lassen wollte. Wenigstens einmal im Jahr, hatte mein Vater gefordert, müsse dieses selbst ihm, dem ungeschicktesten aller Väter, erlaubt werden.

An diesem Spätnachmittag nun dauerte es allzu lange. Es war meine Großmutter, der zuerst der Geduldsfaden riss. Indem sie meine Mutter aufforderte, das »lächerliche Experiment da oben« endlich zu beenden und den Herrn Vater zu holen, und sei es mit den Windeln um Hände und Hals. So dass meine Mutter aufstand, hinaufging und – nach einem furchtbaren Schrei – wieder heruntergelaufen kam.

Was sie schrie, man verstand es nicht gleich. Und meine Mutter schrie und kreischte noch, als sie vor uns stand, rang die Hände und wand sich, als sei sie von Sinnen.

Meine Großmutter, sie lief gleich hinauf und fand ihn rücklings auf den Boden gestreckt. Zwischen Bergen von Wäscheteilen und Windeltüchern, mit blauem Gesicht und über ihm auf der Wickelkommode das Baby, mein Christkindschwesterlein Rosalie. Vollkommen ungewickelt und nackt, gurrend, bester Laune und strampelnd. Und dieses letzte mit größter Energie und Ausdauer. Und zwar den ganzen lieben Abend lang, wie ich mit Gewissheit weiß, da ich sie zu beaufsichtigen hatte, während der Notarztwagen vorfuhr, dann die Polizei, schließlich der Leichenwagen. Alles, während um uns herum hinter den erleuchteten Fenstern die Bescherungen der Nachbarschaft abliefen.

Es war der Obduktionsbefund eindeutig und liegt mir heute noch vor. In dem es heißt, dass mein Vater »durch einen stumpfen Hieb oder Stoß vor den Kehlkopf« getötet worden sei. Und zwar so, dass dieser, der Kehlkopf beziehungsweise Schildknorpel, in die Luftröhre gestoßen und das väterliche Atmen unterbunden habe. Was nicht anders vorstellbar ist, als dass sich meines Vaters Adamsapfel beziehungsweise mein Vater in liebevoller Zuwendung über mein Schwesterlein Rosalie gebeugt hatte, wobei er von einem ihrer Halbjahresfüße und ihrer enormen Strampelkraft erwischt worden war. Um gleich danach zu einem stummen Erstickungstodeskampf anzusetzen, der ihn rücklings auf den gelbgrünen Teppich vor die Wickelkommode warf. Was anderes wäre vorstellbar? Zumal die folgenden Jahre diese Deutung des Tathergangs nahelegten.

Denn sie, mein Schwesterchen, gab Anlass zu weiterer Sorge. Nicht vor allem wegen ihres Muttermals zwischen den Schulterblättern, das zu einer Hautkrebsuntersuchung veranlasste, oder wegen ihrer Schreianfälle, die uns nächtelang wach hielten, sondern weil dieser meiner Mutter beinahe ähnliches wie meinem Vater widerfahren wäre – damals, als bereits ihr lebenslustiger Hausfreund, der

liebe Onkel Hermann, wie wir Kinder angehalten waren zu sagen, bei ihr nächtigte. Bei ihr, die damals, also vor dem Ereignis, noch ausgesprochen attraktiv war. Mit ihren dunkelbraunen Augen und dem hellen Haar, der schmalen Nase und einem feinen Schwung der Augenbrauen, die ihrer Stirn eine beinahe herrschaftliche Note verlieh.

Es war wiederum am Vorweihnachtstag, diesmal vormittags. Der Tatort war der Keller. Und es verstrich wie damals vor vier Jahren eine längere Zeit, ehe man aufmerksam wurde.

Meine Mutter, sie war in den Vorratskeller gegangen, hatte gerade zurückgehen wollen, als es passierte. Hinter dieser Tür, an die mein seliger Vater, quasi als Hinterlassenschaft seiner Handwerksversuche, einen langen Nagel eingeschlagen hatte, um eine Möglichkeit zu schaffen, den Schneeschieber aufzuhängen. Einen mittlerweile rostigen Nagel, einen Senkkopf und obendrein zu niedrig angebracht, als dass er als Schneeschieberaufhängung getaucht hätte.

Sie also, meine Mutter, wollte gerade die Tür auf sich zu öffnen und hatte dabei eine Kornflasche mitsamt einem Stapel von Tiefkühlkost, den sie mit dem Kinn festhielt, in der Linken, als die Tür mit einer enormen Wucht aufgestoßen wurde. Und zwar von meinem Schwesterlein, das hinter Mama hergelaufen war. Sie muss wohl einen Schrei und den dumpfen Aufschlag gehört haben, lief aber stumm wieder nach oben und setzte sich ohne ein Wort neben den lieben Onkel Hermann, der mit dem Aufstellen der Krippenfiguren beschäftigt war.

Dieser rostige Senkkopfstift, er hatte nicht nur einen ungehörten Schrei verursacht, sondern auch eine Besinnungslosigkeit meiner Mutter, die vor Schmerzen in sich zusammengefallen war. Eine Stunde später wurde sie inmitten der zersprungenen Kornflasche und der aufgetauten Tiefkühlkost, drei Pizzen, einer Mövenpickpackung

und einer Doktoroetkerherrencreme, aufgefunden. Was zu spät war, um das Gesicht meiner Mutter zu retten. Der Nagel hatte das linke Auge mitsamt der benachbarten Gesichtspartie getroffen. Meine schöne Mutter war einäugig gemacht und für immer entstellt. Wobei man noch froh sein musste, dass der Nagel nicht tiefer hinter das Auge eingedrungen war.

Mein Schwesterchen hingegen, es wuchs zu einem adretten kleinen Mädchen heran. Ihr zwei Centstück großes Muttermal störte nicht, ebensowenig ihre großen Füße und ihre gelegentlichen markerschütternden Schreie, da sie sie nunmehr nur bei Tage und vor Feiertagen wie Ostern, Pfingsten, Weihnachten ausstieß. Und es stand ihr ein verführerischer Kindercharme zu Gebote, dem unser lieber Onkel Hermann bald verfiel.

Er gewann sie nämlich lieb wie die eigene Tochter und ging – er war in unserem SC Poseidon ein ausgezeichneter Wassersportler gewesen – wöchentlich mit ihr Schwimmen. Wonach er sie jedesmal zu loben pflegte mit Hymnen wie: sie sei im Wasser außerordentlich beweglich, auch ausdauernd, zeige eine kraftvolle Beinarbeit und eine beachtenswerte Geschicklichkeit im Brett- und Turmspringen, so dass man glauben könne, ihr Element sei nicht weniger die Luft als das Wasser, so leicht auch läge sie auf dem Wasser. Was alles auf meine Mutter hin berechnet war, die auf diesem Auge, nämlich dem, das ihre Tochter wahrnahm, buchstäblich blind war.

Diese Sport-, Spiel- und Spaßgemeinschaft wurde am Karsamstagvormittag des Jahres 1990 jäh beendet. Noch bevor der liebe Onkel das körperliche Aufblühen meiner Schwester genießen konnte. Und sie wurde auf eine derartige Weise beendet, dass unserem Onkel nie mehr die Sinne nach gewissen Genüssen standen.

Der Unfall, er ereignete sich nach übereinstimmender Aussage von Schwimmmeister und Hallenbadbenutzern unterschiedlichen Alters, Geschlechts und Bekenntnisses auf

die Weise, dass der liebe Onkel zuerst gesprungen war – und zwar vom Fünfmerturm. Und hinterdrein in dem Augenblick, als er auftauchte, meine Schwester. Unter einem durchdringenden Schrei und so, dass sie auf seinem Rücken auftraf. Wovon sie selbst ein ausgekugeltes Bein davontrug, unser Onkel Hermann aber eine Querschnittslähmung.

Es ist vielleicht nachvollziehbar, warum meine Mutter, wenn sie mit ihrem ehemals so lebenslustigen Lebensgefährten zum Grab meines Vaters schob, zwar mich mitnahm, jedoch niemals meine Schwester. Und warum sie sie weder in ihrer noch seiner Nähe duldete. Denn was hätte diese zu suchen gehabt inmitten unserer Leidens- und Rettungsgemeinschaft, die sich wöchentlich am Grab meines totgetrampelten Vaters versammelte: meine entstellte, einäugige Mutter, unser lieber gelähmter Onkel und ich, der als einziger noch intakt war. Was ich als Warnung und Auftrag empfand.

Sie nun, meine Schwester, sie blühte trotz aller Ablehnung und Abweisung auf. Völlig unbekümmert und ohne Skrupel wuchs sie zu einer regelrechten Schönheit heran und zu einem Ebenbild meiner früheren Mutter. Mit derselben Haarpracht, deren Farbe nur etwas rötlicher changierte, mit solchen Augenbrauen und Augen und einer ähnlich herrschaftlichen Note um die Stirn. Vielleicht nur mit einem etwas spitzeren Gesicht, das ab und an einen kalten Hauch verströmte. Zu einem solchen Mutterebenbild wuchs sie heran, dass meine Mutter diesen ungeheuerlichen Vergleich nicht mehr ertrug und eines Tages sämtliche ihrer wunderschönen Jungmutterfotografien von den Wänden genommen waren. Was Rosalie übrigens, obwohl das Haus von nicht weniger als sieben hellen Rechtecksflecken stigmatisiert war, gar nicht bemerken konnte. Denn entweder hatte sie sich in ihrem Zimmer aufzuhalten, in Großmutter früherer Einliegerwohnung, wo sie auch aß oder fern sah, oder war außerhäusig – sie

verfügte über einen eigenen Ausgang –, und lief mit ihren Schul- oder Sportkameradinnen mit.

Es war ihr erster Freund ein hochgewachsener Schwarzhaariger namens Ingo. Einer vom SC Poseidon, ein um Jahre älterer Kraulspezialist. Und natürlich konnte er nicht schadlos aus der Verbindung mit meiner Schwester herauskommen. Und – ich sage das ganz offen – er hatte es auch nicht anders verdient. Denn wie viele meiner gut gemeinten Ratschläge hatte er überhört! Überhört wegen seiner Gier! Er hatte sogar meinen anonymen Brief in den Wind geschlagen, in welchem ich ihn eindringlich vor dieser seiner Beischlafbeziehung gewarnt hatte.

Seine Haltlosigkeit, sie musste ihn geradewegs ins Verderben führen. Doch ließ es länger auf sich warten als von mir angenommen. Am Pfingstsonntag vor sechs Jahren aber nahm es doch seinen Lauf. Als er nach einer gewissen Art von Erschöpfung – unter freiem Himmel und hinter einem Schuppen unweit einer romantischen Wassermühle – an die Mühlteichummauerung trat, um sich zu erleichtern. Da rutschte er in seiner Ermattung auf den nassgrünen Steinen aus, fiel auf das Mühlrad und wurde buchstäblich zerrädert. Was wiederum meine Schwester, sieht man von der unvermeidlichen Aufregung um den Stillstand des Rades und die Bergung der Einzelteile von Ingo ab, nicht weiter und länger zu beschäftigen schien.

Wenn Sie mich fragen, woher ich diese Details des Unfallhergangs kenne, gestehe ich, dass ich damals meiner Schwester, so oft es mir möglich war, hinterherstieg. Und eben auch an diesem Pfingstsonntagsnachmittag. Was nur zu verständlich ist angesichts meiner Ahnungen über die unheilvolle Wirkung ihrer Existenz, Ahnungen, die sich mir während des Studiums der Dämonologie, also der Wissenschaft von den Zwischenwesen unserer Welt, zur Gewissheit verfestigt hatten. So dass ich mich damals in die Pflicht gerufen fühlte, die Kontakte meiner Schwester

auf das Nötigste zu reduzieren, Interessenten an ihrer Person fernzuhalten und sie nach Beendigung ihrer Berufsausbildung als Kinderpflegerin – eine übrigens höchst verdächtige Wahl – weitestgehend zu isolieren. Was mir als Heimarbeiter in der Entwicklung von Softwareanwendungen weitgehend gelang – bis auf ihren Freund in Gestalt eines schwarzen Katers, der ihr trotz der Verbretterung ihrer Außentür und der Vergitterung der Fenster zugehauert war und der kurze Zeit später auf der Straße überfahren wurde.

Wie nun, meine Herren, konnte ich angesichts dieser letzten Beweise anders handeln? Wie hätte der Plan, wegen dessen erfolgreicher Ausführung ich hier stehe, also nicht in mir reifen sollen? Und ich gestehe, daß ich keine Reue empfinde, sondern im Gegenteil einen Stolz, durch diese Tat uns alle erlöst, zumindest aber mich selbst errettet zu haben, der ich beinahe ja mit verbrannt wäre, wie aktenkundig ist. Denn ich – welchen Zweifel daran kann es geben – wäre sicherlich ihr nächstes Opfer geworden. Spuren von versuchtem Ausbruch waren bereits zu finden! Und es stünde heute nicht ich vor Ihnen, sondern sie. Falls sie nicht in die Lüfte entflohen wäre.

Geschichte für dich

Bereits bei unserer ersten Begegnung in diesem dürftigen Terrain, das zu Recht ›Wüste‹ genannt wird, fiel sie mir auf. Ich auf meinem immer gleichen schmalen Fahrradweg zu meinem Verlag, der aus Kostengründen seinen Traditionsstandort in der City aufgegeben hatte, sie auf dem entgegengesetzten Weg, mir in einem kleinen Bogen ausweichend, mit einem leeren Kindersitz hinter sich. Ihr Tritt in die Pedale erschien mir rechts ein wenig energischer. Sie hatte ein breiteres Gesicht mit stärkeren Augenbrauen. Dunkelhaarig gelockt, nicht ganz mittleren Alters. Und einen wunderlichen Zug um die Lippen. Eine Art Lächeln, das zunächst nur der Verlegenheit entspringen mochte, die sich immer einstellt durch das offenkundige Interesse an einer fremden Körperlichkeit. Oder die sich vielleicht ganz natürlich ergab, da diese intime Aufmerksamkeit unpassender Weise in einem dürftigen Naherholungsgebiet von Vierbeinern, einem struppigen Lehmfeld zwischen Wohnblocks und Gewerbegebiet unterlief.

Meine Widerstandskraft bestand trotz meiner eigenen Wüste, dieser leergedachten Welt und der Ausgedorrtheit meiner Lebensbeziehung zwei ganze Jahre. Obwohl wir uns allmorgendlich sahen. Wir begegneten uns im hellsten Sommermorgenlicht und leicht bekleidet oder in Straßenlaternendunkelheit und winterlicher Jacke. Und immer lächelte sie in einer verlegenen Weise, in die Traurigkeit gemischt war, vielleicht auch Strenge. In den Schulferien sah ich sie nie, so dass ich deren Ende zufieberte wie ein Schulanfänger – immer in der Angst, nun sei sie umgezogen oder versetzt oder aus anderen Gründen von unserer Bahn abgekommen.

Aus dem tastenden Lächeln wurde ein Grüßen, ein ange-deutetes Nicken. Und endlich wurde mir klar, wie ver-

schwenderisch und wegwerfend unsere ergebene Zurückhaltung war, diese unnütze Fassade in Zeiten des ariden Lebens. Zwei Menschen, untrainiert zur Welt gekommen, umstellt von soliden Dekorationen. Aus den sich hundertfach wiederholenden Blickkontakten der auf sich Zufahrenden hatte sich längst eine flüchtige Art von Vertrautheit eingestellt und endlich traute ich mich, für sie diesen Text zu schreiben, diese Geschichte, in die ich alles legte, alles wieder herausstrich, neu begann, für die ich mich schämte, mich auslachte wegen meiner Hoffnung auf einen dramaturgisch aufgeblähten Fluchtversuch. Bis zur vorliegenden letzten Version, die ich abfasste in dem Gefühl, schon hier einer fortgesetzten Wiederholung ausgesetzt zu sein, indem ich die Örtlichkeiten des Hotels, des Zimmers, für das ich die Nummer einhundertelf bestellte, unter dem skeptischen Blick des Personals bereits mehrfach erkundete.

Beim ersten Übergabeversuch reichte mein Mut nicht. Doch am Morgen danach hob ich rechtzeitig die Hand. Sie nahm den packpapierfarbenen Umschlag entgegen, streng und überrascht lächelnd. Und am übernächsten Morgen legte sie ein kleines weißes Kuvert in meine zitterigen Hände. Diesmal in einer milder hingelächelten Strenge. Es überlief mich wie ein frischer Schatten, als ich, kaum um die erste Häuserreihe gebogen, auf einem gefalteten Zettelchen in einer fraulich ausgeschriebenen Schrift las: »Aber genau so!« Eine strenge Umstandsbestimmung: »Genau so!«

Sie kam buchstabengetreu in einem großgeblühten Kleid, blauen Schuhen, mit wenig Verspätung. Eine reife Frau, allwissend lächelnd und ohne Scheu oder Zweifel. Als habe sie mich aus dem Café gegenüber dem Grand Hotel noch einmal und hinreichend studiert. Wohingegen ich ausgeliefert war dem sinnlichen Reiz der Umstände, die mir, dem Erfinder der Szenerie selbst, zu entgleiten drohten, ausgeliefert ihrer Laune und dem nun beginnenden

Vollzug meiner Geschichte, der nur eine Premiere vergönnt war, keine Generalprobe, keine zweite Vorstellung – und ein Publikum, das wir selbst darstellten. Ein Spiel mit hohem Ernst, das den Spielern alles abverlangte, da es kein Spiel war, sondern die minutiöse Vorstellung eines intimen Kammerspiels, eines niemals studierten, geübten Tanzes pas de deux, der beim ersten Versuch gelingen musste.

Es kam ihr Kuss, kaum dass wir das Hotel betreten hatten, schnell und hungrig und fleischig, in einem sauberen, unaufdringlichen Geruch, »unparfümiert«, so hatte ich geschrieben. Einige Minuten taumelte ich in dem Gefühl, aus der Zeit gefallen zu sein und nur maschinenhaft einem besonderen Gebot zu gehorchen, dem unbedingten Gebot meiner eigenen Erfindung, die ja zum Vertrag zwischen uns beiden geworden war. Dann fasste mich eine andere Welt, ihre feste Figur, die ich nach Hunderten dieser verwehten, huschenden Begegnungen an mir fühlte – zuerst im Foyer, dann im Aufzug, dessen angerostete Spiegelwände mich kurze Zeit durcheinander warfen, während das Zimmer einhundertundelf aus ihrer Hand baumelte. Sie öffnete, ich zog, gehorchend der eigenen Regieanweisung, den einundneunziger Montepulciano aus der Tasche und füllte die hohen Weingläser und stellte sie auf das Marmortischchen, für das ich ein dunkelrotes Deckchen verlangt hatte.

Wir mieden die Augen. Doch sah ich die Aufregung um ihre Nasenflügel und ihre Lippen, zwischen die sich eine widerborstige Strähne verirrt hatte, der Kredit auf einige Stunden ausgestreckten, sich räkelnden Lebens und auf die Unterbrechung des qualvollen Gefühls, mehr zu sein als taube Körper und wieder nur Dilettanten von Instinkten, die sich längst der Gewohnheit unterworfen haben. Wir nickten uns zu, tranken einen kleinen Schluck und fuhren mit der Zunge über die nassen Lippen, ich irrte

mit den Augen an ihr vorbei und spürte ein heftiges Zittern durch meinen Körper, der sich in die Sinnlichkeit der Szene einzuspielen hatte. War sie die, die ich erträumt, was ich verfasst und vor meinen Augen gesehen hatte?

Sie zog die Vorhänge zu und genoss den Schutz des Zwielichts. Als mein Reißverschluss klemmte, fuhr sie zusammen, um dann aufzulachen. Was sie gut spielte. Sie hatte mein Drehbuch studiert, ließ nichts aus – und war, was sie spielte. Sie stand vor mir, ihr Körper nicht völlig anders, als ich ihn mir in den Sommertagen vorgestellt hatte. Ich hob ihre Brüste, noch in der dunkelblauen Wäsche, an meine Wangen und sog den Geruch ihrer Haut ein, sie strich meinen Rücken entlang, mit Leichtigkeit folgend dem Text. Sie tat nicht so, sie tat es. Ihre starken Finger, sie fassten heftig zu, ihre Zunge, immer wieder durchstrichen von dieser schwarzen Lockensträhne, sie war von einer geduldigen Beweglichkeit und wie ein breiter Fluss. Ihr Haar pinselte auf meinem Bauch. Ich schloss die Augen und dachte kurz an ein schmutzigeres Drehbuch, an mich als den Gott, der alles geschaffen und seiner Sklavin befiehlt. Ich warf mich zurück und wusste, wie sehr meine frische Konzentration auf dieses vorgegebene Spiel vonnöten war, das kindliche Hineingleiten in meine eigene Fantasie, der ich mich überlassen musste, damit sie gelang.

Wieder und wieder überlief mich die Angst, es funktioniere nicht, könne nicht funktionieren, meine Geschichte ginge daneben, liege falsch, sie, eine reife Frau und Mutter, würde sie abbrechen und fortlaufen, doch war sie eine Spielerin, Tänzerin des höchsten Niveaus, die meine Lippen zwischen sich nahm, ihre Beine um meinen Kopf schlang, als sei es nie vorher ausgedacht und beschrieben. Ihre Hände führten Regie, als sei es ihr Text, nicht meiner. Und meine eigenen Hände? Auch sie wollten jetzt

nicht die alten, die trocken sein, die mit der abgedrohten Botengängerei. Meine Lippen, sie fanden sich zusammen mit Falten und Beugen, an ihren wieder weich gewordenen Brustwarzen und die Instinkte waren ohne diesen alten Kampf. Wir bauten uns, noch immer ein wenig bekleidet, wie Kinder eine Höhle aus Laken und Kissen und rollten uns ein und wieder aus und schoben uns auf Möbelstücke wie die Darsteller billiger Streifen, unsere Glieder gereckt, gespreizt und geöffnet. Und tranken danach und rauchten beide wie vorgeschrieben die von mir Gedrehten. Und lagen wie in einem Aquarium der Zeit, zuschauend wässrigen Zeigern, die davonschwammen. Dann zogen wir uns die restlichen Stoffe von der Haut, schwellen wieder an und schwiegen in der zärtlichen Ausführung des abgemacht Erhofften, das sich erfüllen wollte.

Und sahen uns noch immer kaum in die Augen. Nicht aus Scham. Wir bekamen tatsächlich Angst zu beginnen zu lieben. Als hätten wir uns nur wiedergefunden, wir zwei vertraut uns Liebenden. Ihr wunderliches Lächeln, das ich lange kannte, ihr breites Gesicht, ihre starken Augenbrauen, unter denen mir ein so starkes Erstaunen aufschien, dass ich fürchtete, sie würde plötzlich heftig den Kopf schütteln oder weinen und so oder so aus unserer Geschichte entweichen. Sie lachte kehlig auf, zittrig und wie herausgerutscht, doch sprachen wir, wie es der Text wollte, kein Wort. Denn es war die einzige Möglichkeit – und die einzige Chance im Leben, das vollendet zu tun, was das Geheimnis dieser Stunden war: die besessene Aufmerksamkeit für unsere Haut, ein abgöttischer Tanz um den angewiesenen Augenblick, ein Tanz, der eifersüchtig gegen jede Ablenkung und Abwandlung wachte und gegen jedes Wort, das schneiden musste, so weich es auch kommen mochte.

Und zum Schluss, nachdem wir es fertiggebracht hatten, uns anzukleiden, begann sie also die Radiomusik zu suchen, die programmgemäß war, und als sie gefunden war, trat sie auf mich zu und sie lächelte mir in die Augen wie erwacht aus einem schwierigen Traum. Ein Blick wie ein Maler auf den See. Sie machte sehr ernst und gewissenhaft den angegebenen Kleinmädchenknicks. Dann nahm sie mich und wir tanzten. Und sie hatte Feuchtigkeit unter den heruntergeschlagenen Lidern, auch das wie ausgemalt. Und ich küsste sie dorthin und bemerkte meine eigenen entzündeten Augen. Tiere wollten wir sein mit dem Glück des immer letzten Augenblicks und spielten ja nur eine Wiederholung und waren viel zu schwach, die Beute zu halten. Gekostet vom Leben nach einem Drehbuch, das es ersetzen sollte. Der Vorhang fiel, wir waren Zuschauer und Schauspieler gewesen und drehten uns nicht mehr um.

Ich glaube, sie danach ab und an in einem schnellen sandfarbenen Wagen gesehen zu haben. Es brennen meine Augen jeden Morgen vom Rauch, in dem das Ungelebte hängt. Das Leben, einmal musste es doch aufscheinen in dieser ausgeleerten Wüste! Wie die weiße Seite wenigstens einer Kopie, die sich aufbäumt im Feuer. Jetzt aber steigt morgens wieder und wieder die Kälte in meine Jackenärmel und die Wüste um mich drängt trockener denn je bis in meinen Leib, an dessen Fleisch ich herumzukauen habe. Sie geht noch immer nicht fort, weicht noch immer nicht von mir und verhärtet die verfluchte Trauer über das abgelebte Leben, das mir nur noch den Rest hält. Jetzt ist es mir bewusster als je zuvor und ich bezahle die Augenblicke im Hotelzimmer tagtäglich mit diesem klareren Wissen. Das warme Fleisch ist schon vergessen. Und dieses Papier hier? Auch dessen Erfüllung war ja vergeblich und nur Vollzug einer Fantasie und eine Imitation, ein Betrug. Und was nützt es, daran zu denken, was sie noch

fühlen und denken mag? Auch das nur eine unnütze Wiederholung ohne Chance auf Wirklichkeit.
Aber ihre kehligen und zittrigen Laute und das herausgerutschte Lachen, habe ich nicht wenigstens das? Das klang ein wenig anders und kindlich. Tatsächlich so, als ob es noch Überraschendes gäbe. Und irgendwo in mir habe ich doch ihren Geschmack und den Geruch ihrer Haut und ihres Haares! Aber auch darüber werde ich eines Tages einnicken wie über dem Geruch kalten und zu stark gezuckerten Tees, den mir wer weiß wer immer hinstellt.

Aus: Unteilbares Latein

...

Im Lateinischen erscheinen die Defizite kraß, die Möglichkeiten blaß. Sprache und Texte sind zum fixierten Objekt reduziert, an ganzheitliche Spracherfahrung wird mit dem Wörtchen ›Motivation‹ gerührt, kolorierte Lehrbücher verschaffen in der Regel kaum einen Hauch von Lebendigkeit, die Frage »Warum Latein?« findet man zu meist mit abstrakten, formalen Kategorien beantwortet. Und »Leistungsmaterialismus« (H. Rauscher) herrscht noch allerorten. ...

Lateinisch sprechen lehren zu wollen gilt den weitaus meisten seither – vielleicht schon seit M. Krügers »legere« statt »Latine loqui et scribere« von 1929 – entweder als »angesichts der Realitäten« nicht möglich oder als Signum unlesener, zumindest unerfahrener, unbelehrbarer Liebhaber, die die Überlebensformel des vor den Stunden tafeln auf schmale Kost gesetzten Latein durch fahrlässige Methoden, Inhalte und Ziele aufs Spiel setzten. Man beharrt zur Distinktion von anderen Sprachen auf dem Latein als Reflexionsmasse und faßt andere Bereiche bestenfalls mit spitzen Fingern oder unter der Vokabel ›Motivation‹ an – Motivation zu kognitiven Leistungen! ...

Die kritische Auseinandersetzung um die Europäisierung des Erdballs und die Spezifika der europäischen Lebensweise und Mentalität wird im dritten Jahrtausend an Brisanz gewinnen. Konkret steht der Konflikt zwischen Süd und Nord und um die europäische Form von Rationalität und Individualität ins Haus. Die lateinischen Texte bergen hier eine ernste Dringlichkeit, die nichts mehr mit moralisierender Schulmeisterei und nur noch wenig mit Denkmodellen zu tun hat, sondern die Auseinandersetzung und Vergewisserung über Woher und Wohin befördern müssen. Erst dieses wird ein historisch wie aktuell

angemessener Zugang zur Latinitas sein, die von der Antike bis zur Neuzeit alle für diese Fragestellung relevanten Texte zu stellen haben wird. Die Beschäftigung mit solcherart (und nicht allein nach Überniveau und Klassizität) sortierten Texten wird eine neue inhaltliche, gesellschaftliche und affektive Dimension in unser Fach einbringen können. ...

Obwohl es weder angesichts unserer Studentafeln möglich ist noch einen gesellschaftlichen Bedarf gibt, Lateinisch sprechen zu können, ist die aktiv gewonnene Erfahrung von einer Sprache als einer menschlichen Äußerung (kompensierte Handlung) prägend für das Verständnis einer jeden Sprache. Insbesondere zur Annäherung an eine Textsprache mit hohem sprachlichen Niveau und Fremdeitungsgrad wie dem Latein ist eine persönliche Ausgangserfahrung zur Einordnung und Erfassung der Kenntnisse und Einsichten unabdingbar. Die nicht zum geringen Teil dürren wie dürftigen Ergebnisse des Unterrichts sind auch von daher zu erklären, daß die Schüler keine ihnen aktiv geläufigen Sprachmuster besitzen, auf die sie die schwierigeren Strukturen und Elemente niveauvoller Texte projizieren können. ...

Gerade weil freies, spontanes Reden und Sprachimitation (»Latinitas viva«) nicht der primäre Sinn von Lateinunterricht sein kann, hätte unsere Didaktik, wenn sie Sprache als Sprache ernstgenommen hätte, Modelle und Lehrbücher erarbeiten sollen, mit deren Hilfe reproduzierendes oder gebundenes Sprechen und Sprachhandeln eingeübt werden kann. Daß sie es nicht getan hat, wirft ein grelles Licht auf die vorherrschende Denkweise. Wie konnte man glauben, das Wesen von Sprache oder einer Sprache zu erhellen, indem man nur eine schriftliche Reduktion zur Rezeption oder Modifikation vorlegte? Dagegen haben nun endlich die Bemühungen einer neuen Fachdidaktik zu dienen, die ohne eine dominierende Lernzielfixierung

den Lateinschülern als Lernfelder das Sprechen, den Vortrag und das Spiel in Sprache anbieten muß. Damit wäre das Fach Latein übrigens das erste gymnasiale Fach mit dem Darstellenden Spiel als konstitutivem Unterrichtsbe- reich. Und nichts ist naheliegender, als dieses für eine nicht mehr spontan gesprochene und zeitfremde Sprache, die gleichwohl eine Sprache ist, zu fordern. ...

Leseübungen: Durch das Lesen intonationsreicher Texte (z.B. Komödien) werden Wortstellungen, Satzstrukturen (Satzmelodien) und Morpheme intensiver wahrgenommen und Texte als Sprache erfahrbar. Die Übergänge zum dialogischen Lesen oder Vortrag vor der Klasse (Sprecherziehung!), zu Lesespielen und Szenen(an)spielen sind fließend. Insbesondere lebensnahe Dialoge sind schnell begreifbar, interaktiv einübbar, evtl. memorierbar und vorführbar. Auch Rezitationsübungen gehören zu diesem »Zur-Sprache-Kommen der Antike« (E. Zinn). ...

Nach den Lese- und Sprechübungen tritt mit der Körperbewegung im Spiel die Tätigkeit des ganzen Menschen mit Leib, Seele und Verstand sowie die Sprache ungeteilt hervor. »Ständig wird der gleichzeitige Einsatz der rationalen, emotionalen und körperlichen Fähigkeiten gefordert« (G. Schwinge). ...

Aus: Kulturvermischung

Die dargelegten Aspekte verweisen allesamt auf eines: Kulturvermischung ist eine Normalität historischer Realität, wie unterschiedlich die Wertung dieses Phänomens auch ausfallen mag. Wir dürfen daraus ableiten, daß Kulturoffenheit zur Menschheitsgeschichte und damit zur *conditio humana* gehört, also eine anthropologische Konstante darstellt wie die Erfahrung von Eigenem und Fremdem. Weiter wird der Blick auf die Fruchtbarkeit solcher Vermischung für Völker und Kulturen gelenkt. Die deutsche Geschichte darf als wichtiger Fall dieser Annahme zählen.

Dennoch bleibt das Problem, daß Völker- und Kulturvermischungen, zumal wenn sie ins Milieu dringen (Kulturmigration!) und sich nicht auf den Markt schmiegen (Konsum, Unterhaltung), Abstoßungsreaktionen zur Folge haben, psychische Regressionen und kollektive Ängste auslösen und als Krise empfunden werden. Gegen die Einsicht von der prinzipiellen Dynamik von Kultur ist der vehemente Wunsch nach einem einheitlichen, konstanten Lebensstil beobachtbar. Der Erfolg von Mahmoodys »Nicht ohne meine Tochter« z.B. ist nur auf dem Hintergrund solcher Überfremdungsängste zu erklären. »Es klopft an unsere Tür«, so bedrohlich war in der FAZ vom 19.1.91 ein Leitkommentar überschrieben. Das Oberverwaltungsgericht Münster hielt sogar Übergangswohnheime in Wohngebieten für unzumutbar (AZ 10 B 1549/91). Der Historiker fühlt sich an die bekannten Beschwerden Benjamin Franklins über die »Flegel aus der Pfalz« erinnert, als diese sich in größerer Zahl in seinem Pennsylvania niederzulassen begannen: »Warum sollte sich Pennsylvania, das von Engländern gegründet wurde, in eine Kolonie von Fremden verwandeln, die in Kürze so zahlreich sein werden, daß sie uns zu Deutschen machen – anstatt wir sie zu Engländern?«

Hier hat rationaler Geschichtsunterricht seine Aufgabe. Ohne affektive Überreizung durch aktuelle, appellative Materialien und moralisierende Attitüden kann es ihm in der Vermittlung des historischen Erfahrungsraumes gelingen, Modelle und Linien für Kulturwandel, Kontaktsituationen und Vermischungsprozesse herauszuarbeiten und bewußt zu machen. Diese Horizonterweiterung kann innere Dispositionen einüben helfen, welche die in unserer Epoche als so vehement empfundenen Migrations- und Vermischungsprozesse gelassener und als Chance wahrzunehmen in der Lage sind.

Doch hier liegt das alte Dilemma der Geschichtsvermittlung. Sie hinterläßt nämlich bei denen, die das Geschichtscurriculum durchlaufen haben, das monadische Modelldenken von der wesensmäßigen Eigenheit und Einheitlichkeit einzelner Kulturen, von der natürlichen Abstoßung der Kulturen untereinander, vom ständigen Ringen der Völker gegeneinander, vom permanenten Aggressionseinsatz historischer Kräfte zur Behauptung ihres Wesens. Solch ein Modell existiert überwiegend in den Köpfen – nicht nur bei denen, die einem traditionellen Geschichtsunterricht mit Kriegsdaten als Orientierungsmarken ausgeliefert waren.

Die großartige orientalisch-griechische Kulturwelt z.B. wird in den Schlagworten ›Perserkriege‹ und ›Alexanderzug‹ wahrgenommen. Die Schüler(innen) haben aus ihren Büchern eben das antithetisch-aggressive Alexandermosaik verinnerlicht, nicht die unscheinbare, schwarzweiße Abbildung der Münze mit dem Alexanderportrait als Sohn des Zeus-Ammon. Angesichts der oben beschriebenen Entwicklung und damit verbundenen Herausforderungen sind dagegen verstärkt historische Modelle von Kulturdiffusion, von Austausch und Vermittlung in das Alltagsbewußtsein, in den subjektiven Argumentationshorizont zu heben. Die orientalisch-griechische Geschichte – um bei unserem Beispiel zu bleiben – zeigt uns

nämlich durchaus einen jahrhundertlangen fruchtbaren Kulturaustausch. Stichworte wie Minoische Kultur, Homers Odyssee, Hesiods Theogonie, griechische Schrift, Naturalismus in der bildenden Kunst, Milesische Naturphilosophie und die Kontinuität des Mittelmeerhandels mögen das andeuten.

Eine Betonung solcher Prozesse wird nicht nur von der historischen Forschung und unseren Zukunftsperspektiven gefordert, sondern ebenso vom humanistischen Auftrag unseres Faches. Ein Richtziel der Didaktik muß daher sein, ein Bewußtsein zu fördern, das Kulturvermischung als einen fruchtbaren, andauernden und selbstverständlichen Prozeß der menschlichen Geschichte registriert.

Aus: Claudius. Interpretationen

... Sueton, Tacitus und Seneca haben das Claudius-Bild in der Geschichte am nachhaltigsten geprägt, und erst langsam rückt die Wissenschaft nach literarischen, philologischen und historischen Arbeiten von deren abschätziger, z.T. karikierender Sicht ab. Die Schüler können diesen Prozeß der Ablösung von den literarischen Vorlagen an Hand der Arbeitsaufträge und Begleittexte nachvollziehen und sich damit ein eigenständiges Verhältnis zu den Texten und ihren Autoren erarbeiten: Welche Beziehung hat der jeweilige Text zur vergangenen Realität und kann er haben? Warum hat der jeweilige Autor so strukturiert oder formuliert? Was also ›macht‹ der jeweilige Text aus Claudius?

Auch geht es darum, überhaupt einen Blick für die Fiktionalisierung von Fakten zu gewinnen. Diesen hat die Klassische Philologie bisher kaum geübt. Die in der Metahistorie und Narratologie ausführlich und kontrovers geführte Diskussion um die Beziehung von *ficta* und *facta* in der Geschichtsschreibung muß dringend in unserem Fach rezipiert und didaktisch fruchtbar gemacht werden. Die Texte über den Kaiser Claudius liefern anschauliches Material, um zu zeigen, wie historische Fakten zu Historiographie inszeniert werden.

Aus: Von der Imagination zur Irritation.
Eine didaktische Neubewertung des Fiktiven im
Geschichtsunterricht

Dieser Aufsatz wird von neuen Möglichkeiten der Geschichtsdidaktik handeln, die aus einer sich abzeichnenden modifizierten Rollenverteilung von historischer Fiktion und Forschung abgeleitet werden sollen. Meine Überlegungen werden in fünf Schritten auf die Begriffe »Imagination« und »Irritation« zulaufen und letzteren als Eckstein der Methodik und Didaktik einzubringen suchen, ohne die Fundamente des historischen Lernens und Forschens als rationaler Veranstaltung zu unterminieren.

Erster Schritt: Forschung und Fiktion

Spätestens seit Arthur Dantos Untersuchungen zu den narrativen Grundlagen historischer Erklärungen vor dreißig Jahren gibt es in Historik und Metatheorie eine Debatte gegen den naiven historischen Realismus. In ihr wird die Differenz zwischen einem induktiv arbeitenden Historiker und einem deduktiv tätigen Dichter als nur formal, nicht substantiell aufgegeben, Historie als Fiktion des Faktischen gesehen (H. White) und gar behauptet, historische Tatsachen würden vom Historiker selbst konstituiert (C. Lévi-Strauss). Verfolge man nämlich die feinen Muster der »wissenschaftlichen« Erzeugung historischer Fakten (Daten) oder gar Deutungen, gerate man unweigerlich in den Strudel fundamentalen Zweifels. Nach C. Lévi-Strauss existieren nicht einmal genau begrenzbare Objekte als Daten der Vergangenheit. Und in der Tat ist ja einzusehen, daß menschliche Individualität sich nicht lückenlos bloßlegen und fixieren, also objektivieren läßt.

Historische Aussagen sind Fiktionen insoweit, als sie keine fest umgrenzbare Entsprechung in der Wirklichkeit des Tatsächlichen haben. Sie müssen erstens aus der Vergangenheit durch unseren Geist isoliert und herausgefiltert werden. Zweitens erfüllen sie nicht die Kriterien von Tatsächlichem als einer sinnlich aktuell vorfindbaren, empirisch jederzeit vorführbaren (d.i. auch beeinflussbaren) und lückenlos nachvollziehbaren Erscheinung. Bereits der Begriff des historischen Faktums erscheint zweifelhaft. Ist z.B. ein (vergangener) Gedanke ein Faktum? Wird er es nicht erst durch Akte der Wahrnehmung, Erinnerung und Isolation? Ist eine (vergangene) Handlung ein Faktum? Wo und wozu beginnt und endet sie? Ist eine (vergangene) Ereigniskette ein Faktum? Wer selektiert und verkettert die Glieder (Erzählplan)? All diese vermeintlichen Fakten werden außerdem zu Fakten erst im Nachhinein und erst durch die Sprache zum Leben erweckt. Und all diese »Fakten« sind nur in solch geringem Maße dingfest zu machen, daß sie im Universum der unfafßbaren Wirklichkeit(en) nur die Rolle von Bruchteilen spielen können, dennoch aber Totalität (Widerspruchsfreiheit) beanspruchen müssen. Historische Fakten haben also Anteil an der Welt der Vorstellungen und Fiktionen – allerdings, und das wird oft nivelliert, in besonderer Weise.

Selbst wenn man die obigen Aussagen skeptisch betrachtet, wird man zugeben müssen, daß spätestens bei der unumgänglichen Gerinnung von Forschung in Geschichtsschreibung, spätestens beim Auftreten auswählender, ordnender und erklärender Aussagen, d. i. bei der Aufladung der vermeintlichen Fakten mit Bedeutung, sich ein fiktionaler Wesenszug der Geschichtswissenschaft enthüllt. Sie schafft Bilder und Muster in der sog. Zweiten Wirklichkeit (d. h. im Vorhandensein von Vorstellungen).

Die historische Produktion eines Historikers fußt gegenüber der eines Dichters daher auf keinen prinzipiell anderen geistigen Akten. Nur Reihenfolge und Gewichtung der Arbeitsschritte unterscheiden sich. Ich glaube, daß wir weiterkommen, wenn wir bei den Aussagen eines Historikers von »außengeleiteten Fiktionen« im Gegensatz zu den »innengeleiteten Fiktionen« eines Dichters (vgl. oben induktiv – deduktiv) sprechen. Unter außengeleiteten Fiktionen will ich geistige Konstrukte verstehen, die sich zuerst auf Daten gründen, welche in Bindung an die historische Methode gewonnen sind. Sie haben also insofern Geltungsanspruch, als sie nach vereinbarten Regeln konstituiert wurden, intersubjektive Angebote an einen rationalen Diskurs machen und die (vergangene) Realität zumindest ihrer Basisdaten beanspruchen (vgl. J. Rüsens Begriff der »Triftigkeit«). Fiktionalen Charakter haben sie dennoch, wie wir oben gesehen haben, mag auch die ehrliche Absicht vorhanden sein, diesen abzustreifen.

Innengeleitete Fiktionen sind demgegenüber geistige Konstrukte, die sich zuerst einer spontanen, d. h. selbstbestimmten Schaffensabsicht verdanken. (Um Mißverständnissen vorzubeugen: Das bedeutet natürlich nicht, daß irgendein Schaffen in einem gesellschaftlichen Vakuum vorstellbar ist.) Sie erheben nicht den Anspruch, für einen intersubjektiven rationalen Diskurs hervorgebracht zu sein oder vergangene Individualitäten zu eruieren, können aber sehr wohl beanspruchen, eine vergangene Realität als lebensweltliches Kontinuum zugänglicher und authentischer werden zu lassen als manche Spekulation um karges Quellenmaterial. Innengeleitete Fiktionen können in der seriösen Verknüpfung erhobener Daten mit Leerstellen historischen Wissens grundsätzlich ebenso Entscheidendes für unsere Erkenntnis der Vergangenheit leisten wie die außengeleitete Fiktion dies durch die angestrebte strikte Beschränkung auf die Daten tut.

Dabei können wir bei literarisierter Historie in gleicher Weise willkürliche Produkte der Phantasie (z.B. Kulissenromane) von hervorragend recherchierten dichterischen Fiktionen unterscheiden, wie wir es bei der Geschichtsschreibung längst (vor allem in ideologischer Hinsicht) zu unterscheiden gelernt haben. Keine der beiden Fiktionsgenres darf sich also davor verwahren, vom methodisch transparenten Standard des rationalen Diskurses verschont zu bleiben. Dieses ist m. E. allerdings weniger nötig um eines abstrakten Wahrheitsbegriffes willen, als vielmehr, um die Rezipienten nicht hilflos den möglichen Zu- und Aufbereitern von Geschichte und deren absichtsreichen Wahrheitsattitüden auszuliefern.

Aus: »... in einer Gegend, die so anmutig ist«

Wie hätte das zur Zeit von Annette Droste-Hülshoff von hier oben ausgesehen: eine kleinräumige Landschaft mit »zerstreuten Grasflächen« und »Pachthöfen ... so versteckt hinter Wallhecken und Bäumen«? Deren Verlöschten hatte das kurzsichtige Adelsfräulein prophezeit und war sehr böse gewesen in ihrer Kritik an der Neuzeit, der »schlüpfrigen Decke, die ... auch diesen stillen Erdwinkel überleimt hat.« Könnte es sein, dass ihr ästhetisches Ideal von der vollen Münsterlandschaft und der grünen Vielgestaltigkeit weit tragfähiger und rationaler ist als das ökonomische Ideal unserer Landschaftsverwerter? Aus dem verschlafenen, krauslockigen und verstrubbelten Haarschopf ist unter der modernen Morgentoilette eine glatt gekämmte und hoch gegelte Frisur geworden. Voilà!

Die Hofanlagen drücken sich wie Polarstationen in die weichen Hügel. Die Flurbereinigung hatte die Region »umgelegt«, was sich zumindest für den Krimileser gruselig anhört und einer Ausstellung unter der Überschrift »Neue Landschaften« zu schrecklich schönen Fabrikbildern verholfen hat. Tief unter dir blickst du auf eine kleingeschrumpfte Dame in einem kornblumenblau geblühten Kleid, die ihr Handy ans Ohr geklebt hat und einhändig herumfuchelt. Du kannst sie nicht hören. Lieber geht dein Blick auf die alte Nottulner Landschule, wo die kommende Generation herumtollt. Die möchtest du hören.

Auf dem Rückweg überrollte mich das moderne Wetter. Starkregen fuhr durch die Baumreihen der Allee und die Bergstraße tanzte von weißen Blasen. Äpfel jagten herunter und rollten vor die Räder. Mein sanftes Münsterland tobte. Ich fuhr durch dieses verwundete Herz hindurch – und schwärme doch. Trotz aller Wetter und aller Flurbereinigung noch immer: eine anmutige Gegend!

Nachwort

Er ist ein besonnener Mann, jemand, mit dem man gern fachsimpelt und diskutiert. Seine Fachkompetenz steht außer Frage. Sie umfasst die Kultur in all ihren Facetten. Musik, Theater, (Sprach-)geschichte, natürlich die Literatur von A bis Z. Hinzu kommt ein Interesse am Regionalen, verbunden mit einem progressiv-liberalen Traditionsbewusstsein. Veit stammt, wie er besonders betont, aus einer Vertriebenenfamilie, was bei allen »Angehörigen dieser besonderen Generation eine besondere Sicht auf die (halbe) Heimat gestiftet hat, sozusagen eine sehr eigene Heimatliebe.« All dies findet im literarischen Werk einen unmittelbaren Widerhall.

Die Kultur steckt ihm gewissermaßen in den Genen. Schon auf der Volksschule, mit acht, neun Jahren, schreibt Georg Veit Stücke fürs Kasperletheater. Auf der Internatsschule in Maria Veen spielt er im Schulorchester und wirkt im Schultheater mit. Nach der Bundeswehr bewirbt er sich an der Kunstakademie Düsseldorf, wird aber abgelehnt. Er beginnt das Lehramtsstudium, ist daneben aber künstlerisch tätig, zeichnet, malt »Karikaturen und Männkes«, wie er sagt. Die musikalische Ader findet im Rock 'n' Roll ihre Fortsetzung, als Frontman und Saxophonist der Cover-Band »Me and the Rest«. Man schafft es immerhin bis zu einem Auftritt im legendären Münster'schen Odeon, daneben tobt man sich »in manchen Scheunen« aus.

Auf der Studiobühne der Uni Münster spielt Veit in mehreren Theaterstücken mit. Als junger Lehrer inszeniert er mit Schülern Masken- und Figurentheater auf Latein und schreibt darüber und über andere Themen didaktische Fachbeiträge. 25 Jahre unterrichtet er am Coesfelder Nepomucenum Latein, Geschichte und Philosophie, organisiert Ausstellungen, baut mit Schülern fürs Stadtmuseum Coesfeld das 1620er-Stadtmodell nach, arbeitet an

der Neukonzeption des Stadtmuseums mit, gründet die Initiative Bischofsmühle, organisiert Lesungen, ist Mitinitiator der Coesfelder Kulturnächte und übernimmt als Vertreter von »Pro Coesfeld« fünf Jahre den Vorsitz im Kulturausschuss. 2013 erhält er für lokales Engagement den Ehrenamtspreis der Stadt Coesfeld.

2014 dann noch einmal ein beruflicher Switch. Veit wird Kulturdezernent bei der Bezirksregierung Münster und muss sich noch einmal in ein neues berufliches Umfeld einarbeiten. Ein Schritt, den er, wie er heute resümiert, keinen Moment bereut habe. Seit 2018 ist er daneben Vorsitzender der Annette von Droste-Gesellschaft und seit 2020 in beratender Funktion Mitglied der Literaturkommission für Westfalen. Wir konstatieren eine ungeheure Produktivität und Bandbreite des Schaffens.

Und dann, trotz all dieser Beanspruchung, trotz Arbeitsbesprechungen, Terminen und dem beständigen Pendeln zwischen dem Arbeitsplatz in Münster und der übergeordneten Landesbehörde in Düsseldorf, ein so umfangreiches literarisches Œuvre? Rechnet man die Regionalkrimis hinzu, die Veits noch in seiner Zeit als Lehrer am Nepomucenum schrieb, kommen zehn Bücher mit fiktionalen, belletristischen Texten zusammen, neben Lyrik, Satire und fachdidaktischen Beiträgen. Wie bekommt man das alles unter einen Hut? Es geht wohl nur durch ein hohes Maß an Disziplin, Konzentration und einen ausgeprägten Gestaltungswillen.

Schon Veits pädagogische Fachaufsätze, die 1986 einsetzen, sind geprägt von einem Hang zur Genauigkeit und zum Systematischen, der sich jedoch nicht am Formalen abmüht, sondern dem Kreativen zuarbeitet und neue Möglichkeiten künstlerischer Tätigkeit auslotet. Diese Beiträge stehen am Anfang seines Schreibens und bilden das Fundament seiner späteren belletristischen Laufbahn. Eben deshalb sollten sie auch im vorliegenden Lesebuch Berücksichtigung finden. In seinen Ausführungen, etwa

zur Reform und Bedeutung des lateinischen Schultheaters, wendet sich der Autor entschieden gegen die Meinung, dass das alte Latein verstaubt sei. Es gäbe, im Gegenteil, viele Schätze zu heben, zu bewahren und ins Heute hinüberzuretten.

Geradezu paradigmatisch setzt sich ein solcher Erzählansatz in Veits fiktionalen Texten fort, die, durchaus nicht leicht zu konsumieren, Geschichts- und Sprachbewusstsein auf spannende Art und Weise vermitteln. Darüber hinaus lassen sie einen geradezu überbordenden Faktenhintergrund aufscheinen, der über das Historische hinaus volkskundliche, botanische, medizinische oder etwa meteorologische Beobachtungen einschließt. Dies gilt auch für Veits Märchen, die historisches Zitat sind und gleichzeitig Irritation wachrufen. Auch hier steht der Gedanke einer zeitgemäßen Vermittlung im Vordergrund, bei einem Autor, der sich nicht scheut, eine Message miteinfließen zu lassen. Dies jedoch nicht »schulmeisterlich«, sondern spielerisch und aus dem Impuls heraus, den Leser/die Leserin »mitzunehmen«, ihn/sie im besten Fall sinnlich zu verführen und – fast nebenbei – eintauchen zu lassen in eine Zeit, die Land und Leute bis heute mitprägt – ein Signum auch der frühen Gedichte Veits (vgl. die *Liudger*-Gedichte und den *Berke*-Text im vorliegenden Lesebuch). Über diese Lyrik sagt Veit: »Meine Lyrik begann ernsthaft erst mit dem Studium der antiken Literatur und ist ohne die Auseinandersetzung mit der antiken Prosodie nicht denkbar. Sie lebt in Klangassonanzen, Stilfiguren und Rhythmen, die für die antike (Vortrags-)Lyrik grundlegend waren.« Veit schätzt das lustvolle Sprachspiel mit neuen und alten europäischen und asiatischen Strophen- und Versformen, die vor dem Hintergrund der zeitgenössischen Lyrikproduktion neue Verwendung finden. »Das Schwebende von Sinneseindrücken zieht mich an. Flüchtige, irritierende Details und unmerkliche Gefühlsregungen stehen im Zentrum, gesellschaftliche Beobachtungen

sind ab und an zu finden.« (Ein Beispiel hierfür ist das ins Lesebuch aufgenommene Gedicht *Zerstörer*.)

Die aus den Sprachstudien entwickelte klangliche, spielerische und »leibliche« Seite von Literatur findet in der Belletristik ihre Fortsetzung, in einer Schichtung von Klängen, Rhythmen, Sprachstilen und narrativen Mustern aus der Literaturgeschichte, die allerdings in verfremdeter, umgedeuteter und neu arrangierter Form erscheinen. Auch hier steht die Frage nach der Konstruktion des Wirklichen, wie sie beispielsweise in historischen biografischen Texten seiner didaktischen Arbeiten manifest geworden ist, im Zentrum: »Was Wirklichkeit ist, bleibt für mich in der Schwebe und jede Wirklichkeitsempphase vordergründig. Sprache scheint mir eine ebenbürtige Konstrukteurin neben Wissenschaft und Politik (die ja ohne Sprache nicht können). Begriffe und Sprachstile sind für Imagination und Vorstellungen immer konstitutiv«, so Veit im Gespräch. Auf diesen latenten Zweifel an der Wirklichkeit treffen wir in verschiedenen Werken des Autors. Er manifestiert sich in einer doppelbödigen Handlung, vor allem aber auch in einer bewusst ambivalenten Erzählhaltung. Was darf man dem Ich-Erzähler glauben, will er uns vielleicht aufs Glatteis führen? Hinzu gesellt sich Veits Interesse an Sonderlingen und ihren Marotten, wofür der »Wolkenfetschist« und »Spökenkieker« Schweding (s.u.) eines von vielen Beispielen abgibt.

Bei *Das Entrée* aus *Helmuterkloße* (1995), das im Lesebuch auf die Lyrik folgt, handelt es sich um eine Satire auf unsere Wohlstandsgesellschaft. Auch hier verlaufen – wie fast immer bei diesem Autor – Fäden zum späteren Werk. Die belletristische Szenenfolge spielt mit literarischen Fundstücken, in diesem Fall mit der Satire Senecas über den römischen Kaiser Claudius (mit dem verballhornten Titel »Apokolokyntosis«/»Veräppelung«). Daran entlang for-

muliert Veit eine beißende Kritik an der Wohlstandspolitik der damaligen Kohl-Ära («Helmut der Große/der Kloß»).

Den historischen Roman *Zeit der Krammetsvögel* (1997) sieht Veit als sein »eigentliches Debüt« an. Das Werk ist im Coesfeld des Dreißigjährigen Krieges angesiedelt und wurde durch Wilhelm Raabes *Das Odfeld* angeregt. Das Figurenensemble spiegelt den (früh-)modernen Unruhetypus und die Unbehaustheit dieser Zeit – gleichsam in Vorwegnahme der Fremdheitserfahrungen des 19./20. Jahrhunderts, aber auch »der monströsen Menschenverachtung der Moderne«. Erneut setzte sich Veit mit Autoren und Textgenres auseinander und spielte mit Sprachschichten, hier dem Barockdeutschen.

Einen neuen Weg schlug er mit fünf Regionalkrimis seit 1999 ein. Der Nachname des privaten Detektivs »Pfühl« deutet auf den Rückzug eines frustrierten Akademikers hin, der sich jeweils nach widerwilliger Aufnahme seiner Detektivarbeit als brutaler Rächer entpuppt. Die Ursachen dafür liegen in einer verhinderten 68er Jugend, aus der nur die Vorliebe für die Farbe Rot übriggeblieben ist. Die lässige Misanthropie, die zynische Amoralität und bisige Gesellschaftsfeindlichkeit dieses witzig daherkommenden Studienrats für Chemie und Philosophie fanden bei einem regionalkrimiverliebten Publikum Anklang, das vermutlich gerade diese schwarze Seite der rasch, aktionsreich und ironisch erzählten Krimireihe goutierte. Veit kann sich dabei zugutehalten, als Erster den Münsterland-Krimi entdeckt zu haben, der dann von anderen Autor*innen auf profanere Weise fortgesetzt wurde. Die Literaturzeitschrift *Am Erker* bezeichnete Veits Krimis 2011 als »Lichtblick unter all den dilettantisch fabrizierten Schnurrpfeifereien, die gewöhnlich unter dem Etikett Regionalkrimi auf den Markt geworfen« würden.

Ein anderes, wiederum regional angesiedeltes Thema greift der Roman *An den Enden der Treppe* (2008) auf. Er

behandelt das Leben der stigmatisierten Nonne Anna-Katharina Emmerick, deren Wundmale als Zeichen Christi gedeutet wurden. Dies löste im 19. Jahrhundert mannigfache Spekulationen (bis hin zu amtlichen Untersuchungen) aus und wurde durch die Aufzeichnungen der Visionen der geistlichen Schwester durch Clemens Brentano zum Gegenstand der Literaturgeschichte. Veit inszeniert den Stoff, der bis heute die Gemüter bewegt – die Nonne wurde 2004 seliggesprochen – in Form einer vielschichtigen Erinnerungsgeschichte, in deren Zentrum die Aufzeichnungen eines Peer Hilgen (Peter Hille) über Erinnerungsfetzen einer ehemaligen Magd am Sterbebett stehen, die vom Autor in eine Form gebracht worden seien. Eingeflochten ist eine Liebesgeschichte, die an der sogenannten »Jugendkatastrophe« der jungen Annette von Droste-Hülshoff entlang erzählt ist, die selbst in einem Nachtkapitel auftritt. Erneut griff Veit also auf tradiertes Material zurück. Es ging ihm darum, »die Radikalität der Emmerick und ihre Solidarität des Mit-Leidens« aufzuzeigen, »daneben um den Unruhetypos Clemens Brentano und seine egozentrische, literarisch-biblische ›Mission‹.« Seine »Auseinandersetzung mit dem Visionär-Schwebenden und Paranormal-Fiktiven« hat er hier zum ersten Mal auch in der Prosa ausformuliert.

Auch die Kriminalerzählung *Bergers Mord* (2012) erschien parallel zu den Regionalkrimis. Sie spielt im Jahre 1877 und zeigt einen schlecht bezahlten Hilfsbibliothekar der Oldenburger Landesbibliothek in Nöten. Ist ihm zu verübeln, dass er sich, um seine Frau und seine neun Kinder zu ernähren, dazu hinreißen lässt, neu erworbene Bücher nicht zu katalogisieren, sondern zu verkaufen? Nun vermutet er, dass ihm sein Vorgesetzter, Oberbibliothekar Dr. Merzdorf, auf die Schliche gekommen ist. Er beschließt, ihn mittels Tee aus »Mayenblümlein« zu ermorden. Merzdorf stirbt tatsächlich, aber ist der Tee wirklich

die Todesursache? Darüber muss sich der Leser/die Leserin zu guter Letzt selbst ein Urteil bilden.

Veit erzählt die Geschichte auf der Grundlage der realen Aktenlage und unter Einbeziehung der Kanzleisprache des 19. Jahrhunderts. Er zeichnet das Psychogramm eines kleinbürgerlichsubalternen, autoritätshörigen Protagonisten, dem die Wirklichkeit immer mehr verschwimmt und den sie schließlich in Panik versetzt. Veit versucht in diesem Fall, dem Spiel mit Sprachmaterial einen neuen literarischen Ton abzugewinnen. Hierzu gehört auch ein dubioser, fiktiver Erzähler, der ins tödliche Geschehen eingreift, die Geschichte vorantreibt und den (eventuellen) Mord eigentlich erst konstruiert. Die Kritik sprach von einem »Kabinetstückchen« der Erzählkunst und einem »Lesevergnügen der besonderen Art«. Die Geschichte hebe sich »wohltuend von den üblichen Krimis« ab.

Der erwähnte Roman *Schwedings Handhabung der Wolken* (2017) spielt im Münsterland der 1960er/1970er Jahre. Die Titelfigur ist eine Halbwaise und Hellseher. Vermittels eines unglaublichen Experiments will sie die Welt verändern und das menschliche Leben von seiner Unberechenbarkeit befreien. Der moderne »Spökenkieker« besitzt dabei die übersinnliche Möglichkeit, wie mit Kameraaugen in das Leben anderer Menschen hineinzusehen. Seine Wege kreuzen sich mit denen von Gereon Ruhland, eines exzentrischen Märchenforschers. Im Zentrum aber steht Schwedings eigenes Schicksal, seine brüchige Kindheit in einem Münsterländer Dorf, seine abgewirtschaftete Familie, der Tod seiner Mutter und seiner Schwester sowie die Beziehung zu einer stummen Geliebten. Die paranormale Wolken-Welt Schwedings findet sich bis im Satzbau wieder, viele Absätze bestehen aus einer einzigen wuchernden Satzperiode mit vielen Hypo- und Parataxen, es finden sich Wortaufbauschungen wie »Vaterhosenträger« oder »Gipsfigurenlandschaftskrippe«. Die Geschichte in der Geschichte, nämlich die des ebenso management-

wie mutter(milch)versessenen Märchenforschers Gereon Ruhland (ebenfalls ein ›Unruhetypus‹), führt uns in eine Spiegelfechterei zwischen Realität und Irrealität: Entsteht diese zweite Geschichte im Kopf von Schweding oder ist sie visionär geschaute Wirklichkeit? Wie im Vorwort von *An den Enden der Treppe* wird hier im Epilog die Frage der letzten Redaktion des Romantextes offengelassen. Der neuzeitliche Sicherheits- und Planungstrieb bildet die gesellschaftskritische Folie für das doppelte Scheitern der unsicher-schwebenden Protagonisten. In den Roman fließen auch Veits eigene Kindheitserinnerungen an ein Dorfleben in den 1960er Jahren ein.

Schließlich Veits aktueller Erzählband *Das Lachen des Winters* (2020). Mit diesen »Modernen Märchen aus dem Münsterland« führt der Autor sein schon in »Schweding« gezeigtes Märcheninteresse fort. Der Ich-Erzähler, der erneut ein unsicherer Kantonist ist, fragt sich, ob man heute überhaupt noch Märchen erzählen könne. Gleichwohl kann er sich dem Reiz der Geschichten, die ihm ein alter Gärtner in dessen verwunschenem Refugium anvertraut, nicht entziehen. Und die zu Gehör gebrachten Kleinode weisen tatsächlich etwas Magisches auf, etwas, das gleichsam am Unterbewusstsein rüttelt und zerrt. Erneut gelingt es Veit, mit feinem Gespür für Sprache, Zwischentöne und Storytelling den Leser in den Bann zu ziehen – ein Vexierspiel, das eine uralte Erzählform in eine moderne Form gießt, wohlkalkuliert und mit augenzwinkerndem Witz zwischen den Zeilen. Zum Schluss verliert der Ich-Erzähler immer mehr den Boden unter den Füßen und weiß selbst nicht mehr, wie ihm geschieht. Nebenbei erfährt der Leser viel über Sitten und Gebräuche aus alter Zeit.

Kaum ein anderes Lesebuch der Westfälischen Reihe weist eine so große Bandbreite auf wie dieses. Es eröffnet den Zugang zum Werk eines Autors, in dessen Fokus die Er-

forschung der Sprache steht und der diese Liebe in vielfacher Variation auf originell-eigensinnige Art und Weise in seinem belletristischen Werk variiert. Wir lernen einen Erzähler kennen, der keine Literatur »für den schnellen Augenblick« schreibt, sondern dem es um ihren Nachhall geht. Im besten Fall entsteht so ein Dialog mit dem Leser, der die Geschichten in ihrer Komplexität wahrnehmen, sich ebenso gut aber auch von ihnen unterhalten lassen kann.

Textnachweise

Daseinsbestände, aus: *Daseinsbestände. Gedichte*. Göttingen: Zum Halben Bogen 2001 – *Das Risiko des leichten Gepäcks: Liudger III*, aus: *Liudger I-IV. Lebensgedichte. Dialog*: Münster 2009 – *Berkel. Kilometer 80*, aus: *Berkel. Selbstgespräche*. Coesfeld 2017 – *Zerstörer*, aus: *Zerstörer. Langgedicht*, in: *Lyrik 2000*. Norderstedt 2004.
Blatt I, Blatt II, Zittert, Käfer, Da, Schatten I, Nie, Nachts, aus: *Jahrbuch Westfalen* 2001 – *Die Schärfe der Fichten. Gedichte*, aus: *Federwelt* 33, Nr. 4, 2002 – *Eine Botschaft im Jahreskreis, Zweiter November*, aus: *Verszeit*. Lyrikforum Köln 2004 – *Zwischen den Jalousien*, aus: *Wie eine Feder will ich sein*. Augsburg 2007 – *Tonerregung*, aus: *Sommer regnet auf Banjo*, 2010 – *Lichtliebeleien*, unveröffentlicht, 2020 – *Das Entrée*, aus: *Helmutterkloße. Eine Satire*. Münster 1995 – Auszug aus *Zeit der Krammetsvögel*, aus: *Zeit der Krammetsvögel. Roman aus dem 30jährigen Krieg*. Münster 1997 – Auszug aus *Münsterland-Mafia*, aus: *Münsterland-Mafia. Ein Kriminalroman aus der Provinz*. Münster 1999 – Auszug aus *Tödliches Erbe*, aus: *Tödliches Erbe. Ein Krimi aus dem Münsterland*. Münster 2005 – Auszug aus *An den Enden der Treppe*, aus: *An den Enden der Treppe. Roman um Anna Katharina Emmerick*. Münster 2008 – Auszug aus *Bergers Mord*, aus: *Bergers Mord. Eine historische Criminalerzählung*. Coesfeld 2012 – Auszug aus *Schwedings Handhabung der Wolken*. Ebd. 2017 – Auszug aus *Das Lachen des Winters*. Ebd. 2020 – *Schwester Rosalie*, aus: *Hexen, Magier, Scharlatane*. Nittendorf 2002 – *Geschichte für dich*, aus: *Palmbaum* 1/2011 – *Unteilbares Latein, Über Didaktik und Kultur*, aus: *Fabula agitur. Gedanken und Hilfen zum lateinischen Schultheater*. Stuttgart 1992 – Auszug aus *Claudius. Interpretationen*, aus: *Kaiser Claudius. Zwischen Macht und Lächerlichkeit. Lateinische Texte (Exempla) und Interpretationen (Consi-*

lia). Göttingen 1995 – *Von der Imagination zur Inspiration*, aus: *Geschichte lernen, Eine didaktische Neubewertung des Fiktiven im Geschichtsunterricht*, in: *Geschichte lernen* 52. Velber 1996 – »... in einer Gegend, die so anmutig ist«, aus: *Kreis Coesfeld – ganz persönlich*. 2019.

Biobibliografie

Georg Veit wurde am 20. Januar 1956 in Velen geboren. Er studierte in Münster Geschichte, Latein und Philosophie und war in dieser Zeit auch politisch, musikalisch und schauspielerisch aktiv. Sechs Jahre lebte er in Leer/Ostfriesland und arbeitete dort als Teilzeitlehrkraft, bis er nach Coesfeld/Westfalen wechselte. Er ist verheiratet und Vater von drei Kindern. Seit 1997 ist er Mitglied im Verband deutscher Schriftsteller (VS), von 2004-2009 war er Mitglied im Rat der Stadt Coesfeld (seit 2020 erneut) und Vorsitzender des Kulturausschusses. 2014 wurde er Kulturdezernent der Bezirksregierung Münster. Seit 2018 ist er erster Vorsitzender der Annette von Droste-Gesellschaft und seit 2020 Mitglied der Literaturkommission für Westfalen.

Möglichkeiten und Schwierigkeiten des lateinischen Schultheaters. In: *Der Altsprachliche Unterricht* 5/1986. Friedrich: Velber 1986.

Regelmäßige Rezensionen von historischer Jugendliteratur. In: *Geschichte lernen*. Friedrich: Velber 1988-1996.

Fortuna Polycratis. Hörspiel nach F. Schiller. In: *Fabulam agamus!* Klett: Stuttgart 1990.

Mythologie im Jugendbuch. In: *Der Altsprachliche Unterricht* 4/1990. Friedrich: Velber 1990.

Fabula agitur. Gedanken und Hilfen zum lateinischen Schultheater. Klett: Stuttgart 1992.

Herausgeberschaft (mit Basisartikel): *Germanen, Kelten, Römer und Slawen. Kulturvermischung im Gebiet des heutigen Deutschland. Geschichte lernen* 29. Friedrich: Velber 1992.

Geschichte in zwei Phasen. Ein Modell zur didaktischen Diskussion. Geschichte lernen 36. Friedrich: Velber 1993.

Kaiser Claudius. Zwischen Macht und Lächerlichkeit. Lateinische Texte (Exempla) und Interpretationen (Consilia). Vandenhoeck & Ruprecht: Göttingen 1995.

Helmuterkloße. Eine Satire. Anhang: Der Fall antiker Satiiren in die Moderne. Illustrationen von B. Scholz. LIT: Münster 1995.

Imagination und Irritation. Eine didaktische Neubewertung des Fiktiven im Geschichtsunterricht. In: *Geschichte lernen* 52. Friedrich: Velber 1996.

Historische Jugendliteratur. In: *Handbuch Geschichtsdidaktik*. Kallmeyer'sche Verlagsbuchhandlung. Seelze-Velber: 5. Aufl. 1997.

Zeit der Krammetsvögel. Roman aus dem 30jährigen Krieg. Waxmann: Münster 1997.

Des Krieges Klage. Gedicht. In: *Lesebuch II: Dreißigjähriger Krieg. Literarische Texte von 1791 bis 1998*. Hrsg. von Wolfgang Popp. LIT: Münster 1999.

Münsterland-Mafia. Ein Kriminalroman aus der Provinz. Waxmann: Münster 1999.

Zwölf Gedichte als Text in Bewegung. In: www.stadt-muenster.de/literaturline (Archiv).

Zittern. Gedichtzyklus. Gelesen am Münsteraner Literaturtelefon vom 15. bis 21.12.2000.

Daseinsbestände. Gedichte. Zum Halben Bogen: Göttingen 2001.

Auf einer Wand am Wochenende. Kurzgeschichte. In: *Am Erker* 41/2001.

Schatten der Hummel. Gedichte. In: *Jahrbuch Westfalen* 2001.

Schwesterlein Rosalie. Kurzgeschichte. In: *Hexen, Magier, Scharlatane.* Hrsg. von Ernst Wurdack, Torsten Low: Nittendorf 2002.

Die Schärfe der Fichten. Gedichte. In: *Federwelt* 33/04-2002.

Hahnenkampf. Ein Krimi aus dem Münsterland. Waxmann: Münster 2002.

Auf einer Wand am Wochenende. Kurzgeschichte/Hörbuch. Am Erker Kurzgeschichtenpreis. Münster 2003.

Gedichte. In: *Verszeit* 2005. (auch als Hörtext/CD) Lyrikforum: Köln 2004.

Zerstörer. Langgedicht. In: *Lyrik* 2000. Norderstedt 2004.

Tödliches Erbe. Ein Krimi aus dem Münsterland. Waxmann: Münster 2005.

Zwischen den Jalousien. Gedicht. In: *Wie eine Feder will ich sein.* Jokers: Augsburg 2007.

An den Enden der Treppe. Roman um Anna Katharina Emerick. Waxmann: Münster 2008.

Liudger I - IV. Lebensgedichte. Dialog: Münster 2009.

Mörderwahl. Ein Krimi aus dem Münsterland. Waxmann: Münster 2010.

An den Enden der Treppe. Hörprobe. LiteraturLine: Münster 2011.

Tote vergisst man nicht. Kurzkeriminalgeschichte. In: *Mörderisches Münsterland.* kbv: Hildesheim 2011.

Und Sommer regnet aufs Banjo. Gedicht. In: *Und Sommer regnet aufs Banjo* (Poesie 21). Steinmeier: Deiningen 2011.

Geschichte für dich. Kurzgeschichte. In: *Palmbaum* 1/2011.

Bergers Mord. Eine historische Criminalerzählung. Elsinor: Coesfeld 2012.

Sie fragt. Gedicht. In: *Wie das zergeht auf der Zunge* (Poesie 21). Steinmeier: Deiningen 2012.

Münsterland-Blitze. Ein Krimi aus der Provinz. Waxmann: Münster 2013.

Die Nacht der Tochter. Historische Kurzgeschichte. In: *Engel, Hexen, Wiedertäufer.* Hrsg. von Evelyn Barenbrügge. Waxmann: Münster 2013.

Beifang. Gedicht. In: *Komm in meinen Maulwurfshügel* (Poesie 21). Steinmeier: Deiningen 2014.

Schwedings Handhabung der Wolken. Elsinor: Coesfeld 2017.

Berkei. Selbstgespräche. Longinus/Elsinor: Coesfeld 2017.

Völlig neues Jahr. Gedicht. In: *Wage im Regen ein Tänzchen* (Poesie 21). Steinmeier: Deiningen 2018.

... in einer Gegend, die so anmutig ist. In: *Kreis Coesfeld ganz persönlich.* Neomedia: Coesfeld 2019.

Das Lachen des Winters. Moderne Märchen aus dem Münsterland. Longinus/Elsinor: Coesfeld 2020.

Nylands »Kleine Westfälische Bibliothek«

Peter Paul Althaus (Bd. 1) ■ Gustav Sack (Bd. 2) ■ Hans Siemsen (Bd. 3) ■ Josef Winckler (Bd. 4) ■ Reinhard Koster (Bd. 5) ■ Elisabeth Hauptmann (Bd. 6) ■ Peter Hille (Bd. 7) ■ Jodocus Temme (Bd. 8) ■ Ernst Meister (Bd. 9) ■ Heinrich und Julius Hart (Bd. 10) ■ Max Bruns (Bd. 11) ■ Paul Zech (Bd. 12) ■ Andreas Rottendorf (Bd. 13) ■ Adolf von Hatzfeld (Bd. 14) ■ August Stramm (Bd. 15) ■ Thomas Valentin (Bd. 16) ■ Paul Schallück (Bd. 17) ■ Richard Huelsenbeck (Bd. 18) ■ Erich Jansen (Bd. 19) ■ Felix Fechenbach (Bd. 20) ■ Fred Endrikat (Bd. 21) ■ Clara Ratzka (Bd. 22) ■ Annette von Droste-Hülshoff (Bd. 23) ■ Katherine Allfrey (Bd. 24) ■ Anton Aulke (Bd. 25) ■ Henriette Davidis (Bd. 26) ■ Katharina Schücking (Bd. 27) ■ Anton Matthias Sprickmann (Bd. 28) ■ Heinrich Jung-Stilling (Bd. 29) ■ Siegfried Johannes Schmidt (Bd. 30) ■ Erich Grisar (Bd. 31) ■ Johann Moritz Schwager (Bd. 32) ■ Reinhard Döhl (Bd. 33) ■ Hugo Ernst Käufer (Bd. 34) ■ Jenny Aloni (Bd. 35) ■ Michael Klaus (Bd. 36) ■ Max von der Grün (Bd. 37) ■ Hans Dieter Schwarze (Bd. 38) ■ Gerhard Mensching (Bd. 39) ■ Carl Arnold Kortum (Bd. 40) ■ Heinrich Kämpchen (Bd. 41) ■ Ferdinand Krüger (Bd. 42) ■ Werner Streletz (Bd. 43) ■ Rainer Horbelt (Bd. 44) ■ Engelbert Kaempfer (Bd. 45) ■ Heinrich Schirmbeck (Bd. 46) ■ Eckart Kleßmann (Bd. 47) ■ Otto Jägersberg (Bd. 48) ■ Mathilde Franziska Anneke (Bd. 49) ■ Heinrich Maria Denneborg (Bd. 50) ■ Arnold Consbruch (Bd. 51) ■ Maria Lenzen (Bd. 52) ■ Jürgen Schimanek (Bd. 53) ■ Willy Kramp (Bd. 54) ■ Wolfgang Körner (Bd. 55) ■ Frank Göhre (Bd. 56) ■ Hans Wollschläger (Bd. 57) ■ Otto zur Linde (Bd. 58) ■ Josef Reding (Bd. 59) ■ Siegfried Kessemeier (Bd. 60) ■ Harald Hartung (Bd. 61) ■ Ernst Müller (Bd. 62) ■ Justus Möser (Bd. 63) ■ Walter Vollmer (Bd. 64) ■ Christine Koch (Bd. 65) ■ Werkleute auf Haus Nyland (Bd.

66) ■ Ilse Kibgis (Bd. 67) ■ Franz Josef Degenhardt (Bd. 68) ■ Hans Marchwitza (Bd. 69)) ■ Peter Florenz Weddigen (Bd. 70) ■ Gerd Semmer (Bd. 71) ■ Augustin Wibbelt (Bd. 72) ■ Otto Lüning (Bd. 73) ■ Otti Pfeiffer (Bd. 74) ■ Hugo Wolfgang Philipp (Bd. 75) ■ Liselotte Rauner (Bd. 76) ■ Levin Schücking (Bd. 77) ■ Georg Weerth (Bd. 78) ■ Fr. W. Weber (Bd. 79) ■ Ferdinand Freiligrath (Bd. 80)) ■ Erwin Sylvanus (Bd. 81) ■ Volker W. Degener (Bd. 82) ■ Richard Limpert (Bd. 83) ■ Elise von Hohenhausen (Bd. 84) ■ Friedrich Wilhelm Grimme (Bd. 85) ■ Werner Zillig (Bd. 86) ■ Hermann Mensing (Bd. 87) ■ Norbert Johannimloh (Bd. 88) ■ Georg Bernhard Depping (Bd. 89) ■ Horst Hensel (Bd. 90) ■ Heinrich Peuckmann (Bd. 91) ■ Friedrich Adolf Krummacher (Bd. 92) ■ Ludwig Homann (Bd. 93) ■ Victor Kalinowski (Bd. 94) ■ Klaus Märkert (Bd. 95) ■ Ulrich Horstmann (Bd. 96) ■ Friedrich Grotjahn (Bd. 97) ■ Johann Lorenz Benzler (Bd. 98) ■ Inge Meyer-Dietrich (Bd. 99) ■ Ferdinand Kriwet (Bd. 101) ■ Josef Krug (Bd. 102) ■ Hans Dieter Baroth (Bd. 103) ■ Jürgen Bröcan (Bd. 105).